

Wanderungen und Liebschaften
des
jüngern Rothbanners
während dem französischen Kriege.

von Johann Christian Beyer

Leipziger Oster-Messe

1804.



I.

Auf der linken Seite des Flusses findet sich ein, durch seine Lage, und die Gegend umher, höchst reizendes Thal, die Lindepou. Der eine Viertelsmeile lange Wiesengrund wird einerseits durch den mit Eulern und Papageien besetzten Bach vom Fruchtfeld abgesondert. Auf der andern Seite ist ein Graben, mit Weiden eingefaßt.

der, in Büchsenſchuß-Weite von einander, 2 Mühlen treibt. Oben, wo das Thal anfängt, ein Dorf, jenseits dem Bach, ein anderes, eine Viertelſtunde von jenem. Unten, wo die Aue endet, erhebt der D. Berg, der höchſte in der Gegend, ſein blaues Haupt. Südlich, nächſt der zweiten Mühle, erſcheint ein Kiefern-Wäldchen, hinter dieſem ein kleiner Fels. Das Ganze wird durch Erhöhungen begränzt, von denen man, in weitem Kreiſe, hohe Gebürge, viele Bergſchlöſſer, Ruinen alter Ritter Burgen, zum Theil in Dämmernder Ferne erblickt, die dem Auge eine Anſicht gewähren, wie kaum

das ausgesuchteste idealische Gemälde.

Im ersten dieser Dörfer wohnte Charlotte, die Tochter des Predigers. Sie glich ihrer Namens-Schwester im Werther unter andern darin, daß sie ihren jüngern Geschwistern Frühstück und Vesper-Brod schnitt und in ähnlichem Ansehen bei ihnen stand, hatte dabei das vor Vielen ihres Gleichen voraus, daß sie die Zahl ihrer kleinen Schwestern sich vergrößern sah, ohne daß ihr stets heiteres Antlitz sich unzufrieden umwölkte, vielmehr verdoppelte sie ihre Umsorgkeit alsdann, die Mutter aufs sorgfältigste zu warten, und die

Kinder mit unermüdeter Geduld zu pflegen. Es war gewiß ein rührendes Schauspiel, dieses achtzehnjährige Mädchen, mit der Geschäftigkeit einer vollendeten Hausmutter bald an der Wiege, mit der Näh- oder Stricknadel in der Hand, oder spinnend, bald in der Küche, bald im Garten zu sehen, wo sie Gemüse und Blumen, mit gleichem Fleiße und Glük erzog. Wer noch dachte, daß sie, bei diesen häuslichen Arbeiten, sich auch mit dem Klavier vertraut machte, dem Schlaf so manche Stunde, bis über Mitternacht entzog, um ein nützliches Buch zu lesen, dazu ihr sonst keine Zeit blieb; wer sie näher

kannte, ihren eignen Sinn für alles Schöne und Gute, ihr Pflicht-Gefühl, das so zart war, daß sie den Besuch, bei ihrer Freundin im andern Dorf, auch nicht um einen Augenblick verläugerte, wenn ihre Mutter sie jetzt erwartete, sich dann, so gern sie sonst sich noch verweilt hätte, losriß, um die gute Mutter nicht ohne ihre Hülfe zu lassen; - dagegen bei dieser Freundin, wenn sie krank war, Nächte durchwachte, und ganze Tage an ihrem Bette saß, weil dazu ihre rechtschaffene Eltern, so wie ihr Herz, sie trieben: wer das wußte, rief im Voraus den Mann glücklich, welcher Charlotten

einst zur beständigen Lebensgefährtin haben würde. Das mußte vorzüglich der Sohn eines reichthätigen Verwandten vom Hause, ein liebenswürdiger Jüngling, edel von Geist und Herz. Er hatte Charlotten seit ihrem zwölften Jahre beobachtet, und bald den Vorsatz gefaßt, diese vielversprechende Knospe, wenn sie einst aufgeblüht — seinen Erwartungen entsprechen würde — sich zuzueignen. Er besaß schöne Kenntnisse, und die Kunst, sie leicht mitzutheilen. Diese zu üben, gab ihm sein Wohnort, die K. Burg, täglich Gelegenheit. Auch konnte er hier mit jeder merkwürdigen Erscheinung in der gelehrten Republik,

sogleich bekannt werden. Eine nicht kleine eigne Büchersammlung, nebst andern Privat- und öffentlichen Bibliotheken, gewährte seiner Thätigkeit erwünschte Hülfsmittel. Er verschaffte Charlotten eine ausermählte Lektüre, las manches Buch selbst mit ihr, da er alle Feiertage einige Wochen im Thal zubrachte, hörte ihr Urtheil über das Gelesene, und bewunderte oft die Richtigkeit und Uebereinstimmung desselben mit dem seinigen. Er wechselte Briefe mit ihr, und so half er nicht wenig zu ihrer Geistesbildung, und daß, wie diese zunahm, auch die zärtlichste Freundschaft gegenseitig wuchs, wird man sehr

natürlich finden. Indes war's noch zu keinen Erklärungen gekommen. Charlotte glaubte nur Verwandtschafts-Zuneigung für L. zu empfinden. Dieser war zu klug und ehrlich, um Versprechungen jetzt schon zu geben oder zu nehmen, deren Erfüllung noch so manche Hindernisse finden konnte. Charlotte war noch zu jung, L. noch ohne Amt und ohne Gehalt, der ihm eine Heirath erlaubte; aber er sah Charlotte so oft, sie rechnete, wenn er gieng, so genau, wann er wiederkommen würde, dachte so unablässig an ihn, und gieng, wenn er den Tag seiner Ankunft bestimmt hatte, und dieser erschien, so oft ans

Fenster, zu sehen, ob er das Thor
öfne; ihr Herz pochte so ungestümm,
wenn sie ihn dann wieder sah, daß sie
merkte, er sei ihr etwas mehr als
Vetter.

Der Fürst K..., wollte seinem Sohne, dem künftigen Erben des Landes, einen Lehrer geben. V. — ein Mitglied der Akademie zu *** sollte denselben vorschlagen. Er kannte L., und empfahl ihn zu der Stelle. Dieser erhielt sogleich den Antrag, unter sehr vortheilhaften Bedingungen, und Versprechungen u. a., daß er den Prinzen auch auf Reisen begleiten solle, und

sich hiernächst eine Bedienung selbst wählen könne. Der Antrag, der so gut zu der Reigung, und Wünschen L. stimmte, war nicht abzulehnen. Er sahe zwar, wie viel schwüriger das Lehr- und Erziehungs-Geschäft im vorliegenden Fall sei, als gewöhnlich; aber er sahe auch größeres Verdienst, und größere Ehre; er konnte mit Vortheil reisen, und nach wenig Jahren in einem einträglichen Amt, seine Hoffnung auf Charlotten vielleicht erfüllt sehen.

Er schrieb ihrem Vater den erhaltenen Ruf, und sagte: „Auf der Bahn, die sich mir öfnet, kann ich Ehre ein-

erndten, aber auch die Ruhe meiner zukünftigen Tage einbüßen; Sie mögen beurtheilen, ob meine Denks- und Sinnesart sich zu einer solchen Stelle schickt. Der Gedanke, für das Glück eines ganzen Landes, durch gute Bildung seines Regenten, zu arbeiten, hat, ich gestehe es, viel schmeichelhaftes. Aber auch die Seufzer und Thränen eines Landes, dessen Beherrscher mißguthen ist, mit auf sich ziehen zu müssen, diese Vorstellung ist schrecklich — Ich hoffe, daß die großen Pflichten, die ich zu erfüllen habe, mir immer so lebhaft vor Augen seyn werden, als sie es sind, indem ich dieses schreibe.“

Charlotte erschrak, als der Vater ihr diese Nachricht mit dem Brief gab. Sie dachte nichts lebhafter, als daß F. nun nicht mehr so oft, vielleicht gar nicht wiederkommen werde. Dieser Gedanke war ihr höchst schmerzlich. Ihre Eltern dachten etwas ähnliches, aber noch mehr: es könnte auch noch anders gehen. Auf allen Fall sei es gut, daß die Trennung noch, wie sie glaubten, früh genug geschehe, ehe die gegenseitige Zuneigung der jungen Leute, die sie wohl bemerkt hatten, ernsthafter geworden wäre. Der Vater antwortete F.: „Ich wünsche Glück „in dem ehrenvollen Ruf, und trane

„Ihnen zu, daß sie die Wichtigkeit des
 „Geschäfts, das Sie übernehmen, nie
 „vergessen — nicht vergessen, daß die
 „Segnungen oder Seufzer eines Landes
 „auf Ihre Rechnung kommen. Wenn
 „dieser Gedanke Sie stets begleitet, so
 „sind Sie der Mann, den ich an die-
 „sen Posten gestellt zu sehen, wünschen
 „muß.“

L. konnte sich nicht entschließen, zu
 reisen, ohne Charlotten noch zu sehen.
 Er flog hin. Man wußte nicht gewiß,
 ob er vorher noch kommen würde; desto
 größer war jetzt die Freude. Die Klein-
 nen hingen sich auf allen Seiten an
 ihn; Charlottens Vergnügen leuchtete

aus allen ihren Bewegungen hervor. Wie schnell flossen diese angenehmen Stunden dahin, und wie traurig war der Abschied, muthmaßlich auf lange Zeit. Mit nassen Augen stand Charlotte vor dem tiefgerührten L., der sich länger nicht halten konnte. „Charlotte, werde ich Sie wieder finden, wie ich Sie verlasse, oder als Gattin eines andern? Ich kann diesen Gedanken nicht ertragen.“ „Und warum,“ fragte Charlotte. — „Gott weiß, wie sehr ich Sie liebe. Wollen Sie warten, bis ich wieder komme, ehe Sie Ihre Hand weageben, und dürfte ich dann hoffen, mit dieser, Ihr Herz,

wodan ein Theil mir schon, wie ich glaubte, gehört, ganz mein zu nennen?“ Sie sank in seine offenen Arme, und der schöne Bund ward durch die feurigsten Küsse besiegelt.

L. eröffnete den Eltern die geschlossene Verbindung, und bat um ihre Einwilligung und Segen. Der Vater sagte ernsthaft: „Gehen Sie, würdiger Mann! erfüllen Sie Ihre Bestimmung, und kommen Sie mit Ihrer jezigen Gesinnung wieder, so werden wir ja dann sehen.“ L. fand sich bald in der Gunst des Fürsten, und der achtungsvollen Liebe seines Durchlauchtigsten Zögling, welcher, unter seiner Leitung,

an Kenntniſſen und edlem Betragen merklich gewann. In Kurzem ward beſchloſſen, ihn noch eine Akademie beſuchen, und dann reifen zu laſſen.

3.

Während dieser Zeit hatte die französische Revolution sich bis an den Rhein ausgedehnt; Herrn und Diener verließen ihre Länder, die jetzt nach französischer Art republikanisirt wurden. Ein naher Anverwandter Charlottens, der in — gräflichen Diensten bisher gestanden hatte, mußte ebenfalls auswandern. Er meldete dem Oheim sein Schicksal, in folgendem Schreiben:

„Ich bin ohne Dienst und Gehalt. Mein Herr hat sein Land verloren, braucht also keine Diener mehr zu dessen Regierung. Mein Weib ist mit den Kindern zu ihren Eltern geflüchtet, und ich, den Sie öfters einladeren, Sie zu besuchen, hätte jetzt Muße dazu, wenn Sie eine Freistätte haben, für

Ihren

Ludwig.“

Der Pfarrer antwortete:

„Kommen Sie, lieber Ludwig! Hier haben wir noch Friede. Es beunruhigt uns nichts so sehr, als das Schicksal unserer Freunde, in den Gegenden, wo

Das Revolutions-Üngewitter stürmt.
 Retten Sie sich aus demselben, sobald
 Sie können. Mit offenen Armen er-
 wartet Sie

Ihr

treugesinnter Oheim
 H. H.

Ludwig kam, ward mit Freude auf-
 genommen, und machte forthin ein
 Glied dieser einträchtigen Familie aus.
 Auch wurde er Alten- und Jungen nüt-
 zlich; diesen gab er Unterricht, jenen
 angenehme Unterhaltung, welche beson-
 ders der über den Abschied L. trauern-
 den Charlotte nöthig war. Ludwig mußte

sie aufzuheitern. Er sprach oft von L. mit ihr, machte sie mit den Meisterstücken unserer besten Dichter bekannt, aus denen er eine Blumenlese in vielen Bänden sammelte; auch dichtete er selbst. Manche schöne Poesie, welche man in Musen-Almanachen mit Beifall las, hat ihr Daseyn diesem Aufenthalt Ludwigs in der Rue zu danken. Seine Lage — man denke sich den jungen gesichtsreichen Mann, getrennt von seiner Gattin — und Anfälle von Hypochondrie, denen er nicht selten unterworfen war, machten ihn zwar nicht immer zum heitersten Gesellschafter; aber allenthalben war er ein willkommener Freund, und, wenn er

war nicht ganz von seinem Uebel niedergedrückt ward, sein Gespräch voll Witz, und guter Laune. Es war eine höchst angenehme Zeit für die Lindenau, als Charlotte mit Ludwigen, und einigen kleinern Geschwistern, ihre Freundin, und diese Jene besuchten; und man erinnert sich hier noch sehr lebhaft der Christ- und Neujahrs-Abende, an welchen man besonders vergnügt zusammen war; wie man bei Mondenschein, oft spät in der Nacht, sich nach Hause begleitete u. s. w.

Doch auch dies friedliche Thal sollte die Unruhen des Kriegs erfahren. Das Frankenheer woogte herüber, und überschwemmte einen Theil der diesseits rheinischen Länder. Schrecken gieng ihm vor, und Verwüstung folgte. Es war ein herzerschütternder Anblick, die Wege mit Flüchtenden aus allen Ständen bedeckt zu sehen. Herrschaften, in Kutschen, mit Ochsen bespannt; Weiber

und Mädchen, ihre beste Haube auf dem Kopf, oder unter dem Arm; wo ganze Kolonnen der Verwüster durchzogen, da verließen die Einwohner die Orte gänzlich, und lagerten sich mit ihrem Vieh in Wäldern, oder mehr abgelegenen Dörfern. Der erste Sturm ~~ging vorher, ohne~~ daß die Lindenu beträchtlich gelitten hatte; ihre Bewohner, und die Familien unserer Freunde, waren nie aus ihren Wohnungen gewichen. Jetzt schreckte ein in der Nachbarschaft brennendes Dorf sie auf. Ein umherstreifender Trupp Franken glaubte, daß die Bauern, welche mit ihren Sensen aus dem Felde kamen, bewaff-

net wären, sich zu widersetzen, legte Feuer in's Strohdach einer gefüllten Scheune; die armen Leute mußten ihre Gebäude in Asche verwandeln sehen, ohne sie retten zu können: denn die Unmenschen ließen keine Hülfe zu, und nöthigten die herbeikommenden Feuersprizen, umzukehren. Während dem stürmten zwei Frahlen in Charlottens Wohnung; mit gezogenen Säbeln verlangten sie 100 Kronen.* Die erschrockene Hausmutter, die ihnen entgegen kommt, sucht mit Freundlichkeit begreiflich zu machen, daß diese Forderung nicht befriedigt werden könne. Sie wiederholen ihr Verlangen, und einer

verlegt mit seinem Säbel die Hand der guten Frau. Das Jammergeschrei der Kinder, als sie das Blut ihrer Mutter fließen sehen, zieht mehrere Leute herbei, und die Franken verlassen das Haus. Charlotte kommt halb todt aus einem Winkel, worinnen sie sich verborgen hatte, und nun wird beschlossen, daß wenigstens diese für einige Zeit sich entfernen sollte. Ludwig begleitete sie in die L. . . Burg, wo sie bei L. Eltern Sicherheit und ein Häuflein erlesener Menschen fanden, die theils ihre Freunde waren, theils bald wurden. Manche hatte ähnlicher Anlaß dahin geführt. Ludwig vergaß sein eigenes

Mißgeschick, über dem so vieler Unglücks-
 Gefährten. Er ward munter, um diese
 aufzuheitern: Es wurde vorgelesen,
 erzählt, und Gesellschaftsspiele und
 Musik wechselten damit ab. Auch be-
 suchten sie, an heitern Tagen, die ro-
 mantische Gegend umher, und fanden
 sich neubelebt im Genuß der Schönheits-
 ten der Natur, oder in die graue Vor-
 zeit versetzt, wenn sie auf Ueberbleibsel
 von Albstern und Rittersitzen trafen,
 und das Wehen jenes Geistes der alten
 Zeiten zu empfinden glaubten. Dabei
 ward manche schauerliche Geschichte in
 Erinnerung gebracht, die, der Sage
 nach, sich einst hier begab. So ver-

gieng die Zeit, in der sie beinahe ihres
 Erils ganz vergaßen, und wenn sie
 daran dachten, so war's nur, um sich
 in Vergleich mit andern Emigranten
 glücklich zu preisen. „Wie sind zwar
 Flüchtlinge,“ hob einst Y. . . die Unter-
 haltung an, „aber auf keinem unter uns
~~lastet doch die drückende Bürde der~~
 Schuld, und des Elends, unter welchen
 jetzt so viele seufzen.“ Z. erwiderte: „die
 Vorsehung hat uns an der Hand des
 Unglücks dem Glük zugeführt; oder ist's
 etwa kein Glük, so viele edle, theilneh-
 mende Menschen kennen gelernt, und
 ihre Freundschaft erworben zu haben?“
 „Gewiß,“ sagte Y. „wir vertauschten

unsre Tage nicht, mit der so manches
Großen. Ich will Ihnen eine Geschichte
erzählen, die in die Zeiten der dunkelsten
Finsterniß, und des Faustrechts zu ge-
hören scheint, und gleichwohl neu ist:

„Fürst D. beherrschte ein Land, das ihm reichliches Einkommen gab, aber nicht soviel, als seine Verschwendung forderte. Er nahm also, wo er fand, machte Schulden, drückte seine Vasallen, und beschloß, selbst seinen jüngern Bruder aus dem Wege zu räumen, um ihn zu erben. Ein gewissenloser Rechtsgesetzler, und ein Mönch waren hierzu die Werkzeuge. Durch ihre Vermittler

lung wurde eine feile Dirne erkaufte, welche dem Bruder, — Ordensritter, — als eben dieser aus dem Pokal gesellschaftlicher Freude, vielleicht mehr als einige Tropfen zuviel getrunken hatte, in den Weg kommen, sich ihm preisgeben, hierauf ihn des Nothzwangs anklagen, und diesen eidlich bestätigen mußte. Der Ritter ward verurtheilt, des begangenen Verbrechens der Nothguthwegen, lebendig eingemauert zu werden. Schon schmachte er im eldsterlichen Kerker, und der Tag nahte sich, wo er, mit dem schrecklichen Valet, der Gruft lebendig übergeben werden sollte, als ein biederer Edler, sein

Freund, durch Muth und Klugheit geleitet, das Opfer dem grausamen Tod entriß.

Der Rabulist, Ruzaj mag er heißen, wußte durch eine neue Aussicht auf Beute, den Unmuth des Fürsten, über die fehlgeschlagene Erwartung, zu besänftigen. — Gnädigster Herr, v. B. soll der Befreier des Ritters seyn; kann das erwiesen werden, und dies ist nicht schwer, so bekommen Sie Ersatz.“

B. Wie so?

A. B. hat ein ansehnliches Gut im Lande, und eine schöne Tochter. Erlauben Ew. Durchlaucht, daß ich mir

diese zueigne, so stehe ich Ihnen für das erste, den Brautshaw abgerechnet, welchen Ew. Durchlaucht huldreichst mir zugestehen werden.

F. Eine Kühne Forderung. Das Mädchen ist adelich; auch hätte ich selbst Lust dazu.

A. Dann müßten Ew. Durchlaucht auf das Gut Verzicht thun.

F. Warum?

A. Sie würden den Bitten des schönen Mundes, den Thränen der bezaubernden Augen nicht widerstehen können, den Vater begnadigen u. s. w.

F. Also da wir Geld am nöthigsten brauchen, wie wäre es zu erlangen,

nur in verdrüssliche Pöndel zu kommen?

K. Dafür lassen sie mich und meine Rechtskenntnisse sorgen. Aber zehn tausend Gulden Mitgift für das Fräulein —

F. Gut dann. Nur bald Rath geschafft.

Adelgunde von Z. war in ländlicher Einsamkeit erzogen. Kujaz hatte Zutritt im Hause; da er gut aussah, und angenehm im Umgang war; so würde das Fräulein nichts gegen eine Heirath mit ihm eingewendet haben, wenn der Vater ihr solche vorgeschlagen hätte,

der aber daran nicht dachte. Ruzaj
gieng mit Vater Edelstein zu Rathe.
Dieser versprach, das Vertrauen, wel-
ches er als Reichtvater des Hauses be-
saß, zur Beförderung der Sache anzu-
wenden. Adelgunde war bald gewohn-
nen. Die größte Schwierigkeit äußerte
sich bei dem Vater, welcher sich auf
den bestremdlichen Antrag herausließ:

v. J. — freilich bloßer Erbadel hat
bei mir wenig Werth; es beweist, daß
die Familie gesunken ist, und ich ziehe
allerdings den Gelehrten, wenn er edel
denkt, und würdigen Gebrauch von
seinem Kenntnissen macht, einem Men-
schen vor, der weiter kein Verdienst,

alt Tod von vor seinem Namen, aufzuweisen hat; aber da ich jenen Seelenadel an S. nicht zu finden glaube —

P. E. Und warum trauen Sie ihm diesen nicht zu?

v. Z. Er soll unmäßig sportuliren, über Kleinigkeiten, die auf der Stelle abgethan werden könnten, 4 — 5 Gerichtssitzungen halten, um die Gerechtigkeit ungerechter Weise zu vertheuern; seine Arbeitsleute öfters mit Sportels Rechnungen bezahlen u. s. w.

P. E. Ich fürchte, gnädiger Herr, man hat Kujazen bei Ihnen verläumdert. Wir sind Arme bekannt, denen er

umsonst dient. Auch hat er unser Kloster beschenkt —

v. J. Was ihn eben noch nicht in meinen Augen rechtfertigt. Uebrigens werde ich ihn näher beobachten. —

Rujaz wußte sich immittelst das Fräulein immer geneigter zu machen, und endlich gar zur Flucht mit ihm, und heimlichen Trauung im Kloster, wo Elisabeth alles dazu veranlaßt hatte, zu bewegen.

Schon vorher war durch Rujaz ein Ehepakt geschmiedet worden, worin 10000 Gulden als Brautgabe versichert, und des Hrn. v. J. Unterschrift so genau

nachgemacht war, daß das geistliche
 Gericht keinen Anstand nahm, solchen
 zu bestätigen. Als daher Hr. v. J. sich
 an den Fürsten wandte, und K. als
 Entführer seiner Tochter anklagte, legte
 man ihm den Ehepakt vor, nebst einem
 Fürstl. Befehl, die 10000 Gulden aus-
~~zugeben, widrigenfalls~~ — „Nur ein
 „Dummkopf oder Bösewicht könne ihm
 „zumuthen, den untergeschobenen Ehe-
 „pakt anzuerkennen. Er bestche auf
 „der Zurückgabe seiner Tochter, und
 „Bestrafung des Schurken, der sie ent-
 „führt habe.“ Mittlerweile, als v. J.
 umherreiste, den Aufenthalt seiner
 Tochter zu erkundigen, wird der Frau

D. 3., das Urtheil des Fürsten verkündigt: „ihr Mann sei Criminis laesae Maiestatis schuldig, aus besonderer höchster Gnade Lands verwiesen, und seine Güter konfiskirt.“ Bewafnete vollzogen sogleich das Urtheil. —

Diesen Landverwiesenen traf ich auf meiner Reise durch's W. an, wo ich aus seinem Munde die Geschichte vernahm. Er wollte bei eigem R. Gericht ~~Klage gegen den F. erheben~~ — Vielleicht hat derselbe immitteltst auch auswandern müssen, und wäre dann noch unglücklicher, als jener; denn kann er sich wohl selbst entschicken?

W. Wenn kein Unterschied zwischen einem fürstlichen und gemeinen Gewissen statt findet; letzteres kann oft leicht geweckt werden, da jenes gewöhnlich zu sanft hierzu gewiegt wird.

J. Doch fehlt es, laut der Zeitgeschichte nicht an Stößen, denen der seichte Schlaf nicht leicht widerstehen kann.

B. Ein Schlagfluß wirkte doch noch besser, beim Herzog — die Zunge war gelähmt. „Sie sehen,“ sagte der Leibarzt zum Beichtvater, „daß der Kranke nicht selbst berichten kann. Dürfte ich wohl in seinen Namen?“ „Wenn der Patient es bewilligt, ja.“ Der

Kranke nistte mit dem Kopf, und der Leibarzt begann folgende Beichte:

„Ich elender Sünder bekenne vor Gott und Menschen, daß ich ein sehr böser Regent, ein gewissenloser Ehemann, nichts weniger als ein Christ, und einer der schlechtesten Menschen gewesen bin, da ich in allen diesen Verhältnissen meine Pflichten auf's gröslichste vernachlässigt habe. Doch untersteh' ich mich zu Gottes Barmherzigkeit u. s. w.“

Der Doktor fragte nach Beendigung dieses Bekenntnisses den Herzog, ob er seinen Sinn getroffen habe, welches dieser bejahte, konvulsivisch das Kreuz-

Sie ergrif, und an die Rippen drückte.
 Der Leibarzt sagte im Weggehen zu
 dem gegenwärtigen Erben des Landes:
 „Ich hoffe, Sie nehmen sich hier die
 Lehre, so zu leben, daß Sie einst nicht
 auf eine Hundsf—sche Art sterben
 müssen.“

6.

Beinahe ein Jahr war verfloßen, als die Nachricht von L. einlief, das Land des Fürsten sei von den Franzosen ebenfalls besetzt, er selbst gestorben, und der Prinz würde vor der Hand, an dem Hofe seines Vormundes sich aufhalten. L. begleitete ihn dahin, und konnte, wenn er wollte, eine Bedienung in diesem Lande annehmen. Er war damit wohl zufrieden, und hatte eine angenehme

Land: Pfarrstelle allen andern vorgezogen. Es war also Hoffnung, ihn bald wieder zu sehen, worüber alle seine Freunde, sonderlich Charlotte, sich im Voraus innig freuten.

Eines Abends kam Y in die Gesellschaft, und sagte, gleich beim Eintritt: „Mir ist ein Geschäft in R. aufgetragen, und ich gehe Morgen dahin; wer begleitet mich?“ Ich, ich, ich, riefen alle, und es ward beschlossen, daß die ganze Gesellschaft die Reise machen wollte, da die meisten diesen schönen Ort noch nicht gesehen hatten.

In R. kamen sie am zweiten Tage einer sehr angenehmen Reise, gegen

Abend, an. Sie stiegen in dem wohl eingerichteten Gasthof zum — ab. kaum waren sie in das Zimmer getreten, als die Thüre wieder sich öffnete, und zwei Herren erschienen: „Meine Charlotte!“ rief der eine; „mein L.“ diese; und beide eilten einander in die Arme. Die ganze Gesellschaft ward in frohes Erstaunen versetzt, über diese unvermuthete Zusammenkunft. Indessen hatte der Gefährte L. Ludwigen in's Auge gefaßt, und sich ihm genähert. „Sehe ich recht, so ist das Ludwig —“ „Ja's möglich,“ rief dieser, dem die Stimme bekannt war, „Kling, mein Jugendfreund, hier, den man als einen Be-

wohner der neuen Welt, oder einer andern, betrachtete!“ „Ich war in der neuen Welt; die alte gefällt mir aber doch besser; und was die andre betrifft, so würde mir's sehr leid thun, dahin abgegangen zu seyn, ohne Zeuge zu seyn, von der Freude meines lieben ~~Reisegesährten~~, und ohne noch einmal meinen lieben Ludwig zu umarmen.“

„Aber wie, in aller Welt, treffen wir uns hier?“

„Sehr natürlich.“

Die ganze Gesellschaft, welche diesen sonderbaren Mann näher kennen zu lernen wünschte, vereinigte ihr

Bitten mit dem Ersuchen Ludwigs,
seine Geschichte zu geben, und er er-
zählte folgendergestalt:

Mein Vater, ein ehrlicher Kaufmann, hätte gern gesehen, daß ich ebenfalls der Handlung mich widmete. Ich machte deswegen einen Anfang darin, hatte aber keine Gaben dazu. — Nun sollte ich ein Gelehrter werden, und wurde einem Pastor übergeben, der junge Leute zur Universität vorbereitete. Der Mann war ganz Philosoph. Er ließ mich Logiken und Metaphysiken, und wie

die Dinger alle heißen, in Menge auswendig lernen. Allein da ich nicht abschauen konnte, wozu dieser barbarische Wortkram dienen sollte, von dem, mein Lehrer selbst, den Nutzen anzugeben, nicht im Stande war; so erklärte ich ihm einst: „daß ich diese Wissenschaft weder lieb gewinnen, noch lernen könne.“ Längst hatte zwar mein Lehrer gesehen, daß mein Kopf nicht so recht philosophisch war; aber er setzte zu viel Vertrauen in seine Kunst, und ward von meinem Vater zu gut bezahlt, als daß er es über sein Gewissen hätte bringen können, mich zu entlassen. Ungeachtet meiner Erklärung mußte ich also

Anger aushalten, zu meinem großen Verdruß, der doch eine schöne Diversi-
sion bekam.

Ich sah einst Zulien — eine
Kaufmannstochter des Städtchens, ein
Mädchen, dessen Vorzüge so allgemein
anerkannt waren, daß selbst mein Lehr-
rer, der, kraft seiner Philosophie, un-
verheirathet war, in ihrer Seele eine
besonders starke Denkkraft entdeckt
hatte. Auf mich machte noch etwas
mehr, als diese, einen solchen Eindruck,
daß ich von Stund an Plane machte,
das Kleinod zu erlangen. Zutritt im
Haus erhielt ich ohne Mühe. Aber
mich zu erklären, hatte ich nur nicht

Dreistigkeit genug. Hundertmal beschloß ich's zu wagen, und eben so oft mußte ich wegen meiner Feigheit mich bestrafen. Endlich gelang mir's, diese zu besiegen. Als ich Julien einst in ihren Garten begleitete, wagte ich das Geständniß meiner Liebe, und sie wollte eben antworten, als, höchstungelegen, ihre Mutter dazu kam, ihr ein Geschäft auftrug, und mich immittelst unterhielt. ~~So~~ ~~unter~~ ~~Hoffung~~ ~~seyn~~ ~~mochte~~, so schlecht war die meinige. Ich war außer Stand, ein Wort vorzubringen. Wir giengen in's Haus zurück, das ich, ohne Julien zu sehen, in der traurigsten Ungewißheit verließ.

Nach einigen Tagen gehe ich wieder hin, treffe ihren Vater an, — einen Seelen-guten Mann, der mich sehr liebeich empfing, aber Julien und ihre Mutter sah ich nicht. Ich ersuhr endlich, daß erstere nicht wohl sei; der Doktor könne eigentlich nicht sagen, was ihr fehle, aber sie sei doch nicht gesund. Mir ward bei dieser Erzählung so, daß ich sicherlich mich verrathen hätte, wäre nicht glücklicherweise der Handlungsbediente hereingekommen, seinem Herrn etwas zu sagen. Diese Zeit nützte ich, mich zu erholen. Sobald der Bediente wegging, hub der Alte an, über die Einschränkung und

den Druck des Handels, über Auflagen, Gallimente, Bankrutt und Agio zu klagen. Wo ich's nicht verstand, erläuterte er sorgfältig. Darüber verfloßen 2 Stunden, und ich gieng mit betrübtem Herzen, ohne meine Geliebte gesehen zu haben. Nun nahm ich meine Zuflucht zur Feder. In einem Briefe schilderte ich ihr meine Quaal auf's rührendste, und erhielt eine Antwort, die ~~mir das~~ ^{meine} Stimmeln öffnete. Sie versicherte mich ihrer Gegenliebe und äußerte den Wunsch, mich zu sehen. Aber auf einmal verdunkelten sich diese herrlichen Aussichten. Mein Vater wollte mich zur Universität schicken. Ich gieng,

Abschied zu nehmen. Mündlich von
 der Alten, schriftlich von Julien. Diese
 hat ich, bei allem, was heilig ist, mir
 ihre Liebe zu erhalten, und reiste hier-
 auf nach G., noch unentschlossen, was
 ich studiren wollte; nachdem ich einige
 Ueberlegungen gemacht, entschied ich zu
 Gunsten der Medizin. Zwar sollte ich
 die Rechte wählen; allein außer der
 Trockenheit dieses Studiums, schreckte
 mich ab, daß unter dem Schutz der
 Rechte so viel Unrecht geschieht; weil
 ich, wie Petrarca, nicht lernen mochte,
 was ich auf eine unehrliche Art nicht
 brauchen wollte, und ehrlich, wie ich
 glaubte, nicht anwenden konnte.

Die Theologie schien mir das edelste Studium, da sein Zweck ist, das Leben angenehm, die Leiden erträglich, den Tod leicht zu machen. „Da es sich damit beschäftigt, alle wohlthätige Pflichten, als Gesetze eines Gottes der Liebe zu verkündigen — die Schauer seiner Allmacht verbreitet, Gefühl für die höhere Tugend, — und Ahndungen einer lohnenden Zukunft erweckt. — Was könnte der Priester seyn, zur Erhaltung aller Bande der Menschheit, wenn ihn jetzt noch die heilige Würde umstrahlte, welche ehemals mehr die Religion, als ihn selber, erhob. Aber man hat seinen Stand herabgewürdigt.

Er wird verlacht, wenn er an Geheimnisse glaubt, geschimpft, wenn er an alten Bekenntnissen festhängt. Er will also streben gegen Verachtung, verbessert, erklärt, mäkelt, und dingt, lehnt sich auf gegen symbolische Knechtschaft, giebt vieles Preis, um nur etwas zu kritisiren; ~~der~~ ~~ehrwürdige~~ Gottgeweihte sinkt zum menschengefälligen Schwärzer herab.“ *)

Diese so richtige als schöne Beschreibung des geistlichen Standes, wie ich sie eben damals in Sturzens Schriften gelesen hatte, benahm mir bald den

*) Sturz Schr. I. 209.

Muth, ihn zu ergreifen. Bei der Medizin fand ich zwar auch Bedenklichkeiten, aber hier, dachte ich, ist das reichste Feld zu neuen Entdeckungen, und mit sich selbst — und den Mitteln, sein Leben, und Gesundheit zu erhalten, bekannt zu seyn, ist doch wohl das Klügste, was du vor der Hand erlernen kannst.

Ich widmete also meinen ganzen Fleiß den verschiedenen Zweigen dieser weitläufigen Wissenschaft, und — hätte vielleicht es weit gebracht. Aber der Tod meines Vaters, und ein über sein Vermögen entstandener Konkurs, setzte mich in die Nothwendigkeit, W. zu ver-

lassen. — Am meisten schmerzte mich, die Hoffnung auf Julien verloren zu haben, die, wie ich hörte, einen reichen Handelsmann in ihrer Vaterstadt geheirathet hatte, — und die Trennung von meinem Ludwig, der hier mein vertrauester Freund gewesen war. Er wird sich erinnern, wie viel mir der Abschied von ihm kostete.

Das Elend, welches ich zu Hause fand, vermogte ich nicht zu ertragen. Meine Mutter starb für Gram; meine Geschwister wurden unter die Verwandten vertheilt, und ich — wählte — die letzte Zuflucht der Dürftigen, — Kriegsdienste. Unter den H — Truppen gieng

ich nach Amerika. Ich will Ihre Geduld nicht ermüden, mit der Erzählung der Beschwerlichkeiten der Reise; aller der rühmlichen und unrühmlichen — Kriegsthaten, an denen ich Theil nahm; aber daß mich die Wilden beinahe gespeist hätten, kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Auf Rundschau geschickt — fiel ich einem Trupp feindlicher Wilden in die Hände. Man band mir Hände und Füße. So lag ich auf der Erde, während ein großes Feuer angemacht, und alles veranstaltet wurde, mich zu braten. Schon näherten sich die Wilden mit dem Spieß, um mich daran zu stecken, als, Dank sei es der

Zärtlichkeit eines wilden Mädchens,
 dieses das gewöhnliche Zeichen gab, daß
 sie mich zum Mann haben wollte. So-
 gleich ward ich losgelassen, und ihr über-
 geben. Mit großem Jubelgeschrei tanzte
 die ganze Schaar um uns herum. Man
 gab mir Brantwein, den sie alle in
~~folcher Menge zu sich~~ nahmen, daß,
 berauscht, sie bald in einen ties-
 sen Schlaf fielen, den ich benutzte,
 eilends zu entfliehen, ohne meiner Ret-
 terin danken zu können, weswegen ich
 mir schon Vorwürfe gemacht habe.
 Allein die Furcht vor dem Bratspieß
 hatte alle andre Empfindungen ver-
 drängt.

Auf meiner Rückkehr verirrete ich mich in einem dicken Wald, wo ich zu neuem Schrecken abermals Wilde antraf. Doch merkte ich bald an ihrem ganzen Bezeigen, daß sie zur englischen Parthie gehörten. Sie bewirtheten mich mit einer Mahlzeit, wobei gekochtes Fleisch aufgetragen ward. Ich aß mit Appetit, denn ich war hungrig, Aber man denke sich mein Entsetzen, als, um das Gericht zu verstärken, einer, noch einen Menschenfuß herbeibrachte, der wahrscheinlich dem angehörte, von dessen Leichnam ich schon eine beträchtliche Portion genossen hatte. Mein Magen gerieth in Aufruhr, und ich stillte ihn

krum mit der Erinnerung, daß ich, als ein Arzneigelehrter, nicht so ekel seyn dürfte. Meine gastfreien Wirths zeigten mir den Weg, glücklich zu meinen Kameraden zu gelangen. —

Endlich kam die Zeit unserer Erlösung. Ich verließ mit vielen andern das ~~Fand.~~ Wir wurden bis Bremerlehe transportirt, und unserer Dienste entlassen.

Glücklicher als viele andere, die zerissen und ohne Geld in ihr Vaterland zurückwanderten, hatte ich einen gespickten Beutel mitgebracht. Ich beschloß, mein medizinisches Studium fortzusetzen, und gieng deswegen nach Kiel, wo ich

mich so lange aufhielt, als mein Geld
mir erlaubte. Hierauf begab ich mich
nach Altona und Hamburg, erwarb mir
hier eine nicht unbedeutende Praxis,
welcher ich's auch zu verdanken habe,
daß ich von dem Durchlauchtigen Zög-
ling L zum Reise-Medicus angenom-
men worden bin.

L. erzählte nun, wie sie bei ihrer ~~Durchreise durch Hamburg~~, daselbst mit Kling bekannt geworden wären. Er hatte nämlich in dem Hause gewohnt, wo sie abstiegen. Der Prinz ward bald darauf von einer Unpäßlichkeit befallen; welche gefährlich zu werden schien, wie selbst einige der geschicktesten dortigen Aerzte prophezeiten. Kling war nicht dieser Meinung, und erbot sich, wenn

der Patient seine Vorschriften allein befolgen wollte, ihn in Kurzem herzustellen. Dies geschah, und dadurch erworb sich Kling ein solches Zutrauen bei dem Prinzen, daß derselbe darauf bestand, von ihm, unter vortheilhaftesten Bedingungen, begleitet zu werden.

„Ich nahm das gerne an,“ sagte hier Kling, „weil die Stelle eines Leibarztes, mit einem guten fixen Gehalt, meiner bisherigen Situation weit vorzuziehen war, wo zu einer guten Einnahme eine Menge Patienten erfordert wurde, die dann oft viele und beschwerliche Gänge veranlaßten, nicht zu gedenken der engen, oft schmutzigen Wohn-

nungen mancher Kranken. Wie bequem und angenehm ist dagegen das Loos des Hofarztes! Doch ist's dies nicht allein, was mich bestimmte; — die schönen, vielversprechenden Eigenschaften des jungen Herrn trugen dazu wenigstens eben soviel bei. Und wie froh bin ich nun, ~~hier meinen~~ alten Freund wiedergefunden zu haben, und vielleicht künftig in dessen Nähe zu wohnen!“

Ludwig machte ihn mit seiner jetzigen Lage bekannt, und wünschte wenigstens, daß sie zusammen zurückreisen könnten, welches indessen nicht angienge, da L. und Kling an den Prinzen gebunden waren, der an dem hiesigen Hofe —

man wußte nicht, wie lange — sich aufhielt.

Nachdem nun unsere Reisegesellschaft die Merkwürdigkeiten des Orts besehen hatte, giengen sie wieder zurück, mit dem von K. und L. erhaltenen Versprechen, sie bald wiederzusehen.

Um die Entwicklung des Knotens nicht zu schnell herbeizuführen, indessen sie etwas langsam rissen, und Ludwig unterwegs sie mit einer Erzählung unterhalten, woran wir auch Theil nehmen wollen. In Amerika waren wir vor Kurzem schon, machen wir also einen kleinen Sprung nach

Wrika. Die Hochzeit entgeht uns
doch nicht, da wir die Hauptperson in
unserer Gesellschaft haben.

9.

Nach dem Abendessen in einer Dorfschenke, wo sie logirten, da von den Franken eben die Rede war, sagte Ludwig: „Wer hätte denken sollen, daß man die Leute fliehen müßte, die sonst wegen ihrer feinen Lebensart und Galanterie so berühmt und anziehend waren? Haben Sie Lust, ein Geschichtchen zu hören aus jenen Zeiten, das zugleich eine Probe seltener Treue eines

Franken gegen seine Geliebte giebt?
Lassen Sie hören.“ Ludwig zog ein
Büchlein hervor, das er zur Unters-
haltung bei sich führte, und las, wie
folgt:

„Die Erde genoß eines allgemeinen
Friedens, zu ihrem Glük, und zu gro-
ßem ~~Mangels~~ Albigands, dem in seiner
Lage Krieg eine Wohlthat — und der
bereit gewesen wäre, ihn in jedem
Welttheil aufzusuchen. Allein die Ge-
stirne, die heutzutag ehrlichen Leuten,
seines Schlages, sehr abgünstig sind,
schienen, allvereinigt, durch die tiefe
Waffenuhe den Untergang derselben
beschlossen zu haben. U. wgr in Frank:

reich nicht sicher. Gewisse Händel, in die leicht solche gerathen, welche den Ehrpunkt auf der Degenspiße tragen, hatten ihn daraus vertrieben, und genöthigt, die Parthie der fahrenden Ritter zu ergreifen. In dieser Qualia als sah er den größten Theil von Europa. Sein Talent und gute Lebensart erwarben ihm allenthalben Freunde. Auch bereicherte er seine Lebensgeschichte mit ~~Abentheuern~~, die in einem Roman nicht übel figuriren würden. Seine Fahrt dauerte beinahe 2 Jahre, und endigte sich in Livorno. Hier gieng er eines Tages am Ufer des Meeres spazieren, und überlegte, welche Richtung

seinen weitem Rittersügen geben sollte; da ergrif ihn plötzlich die Begierde, sich einzuschiffen, und sein Schicksal dem Belieben des Windes und der Wellen zu überlassen. Ohne sich weiter zu bedenken, ließ er seine Sachen an Bord bringen, und war in 6 Tagen vor Tunis.“

„W. war nicht ganz fremd hier. Er hatte schon Mohren und Türken gesehen, verstand auch etwas von ihrer Sprache, das er auf einer Reise nach Fez und Marokko gelernt hatte. Er stieg an's Land, und machte dem Bey und den übrigen Großen seine Aufwartung, von denen er, den Sitten des

Landes gemäß, wohl aufgenommen ward.“

„Mehemed Pappi, der Bey, bot ihm seinen Pallast zur Wohnung an, gab ihm 2 Sklaven zur Bedienung, und einen Mohren zur Wache, um ihn vor Unannehmlichkeiten zu sichern, die hier nicht selten Fremden begegnen.“

„Mehemed war einer der schönsten Männer, ich sage nicht — in Afrika, wo man hauptsächlich sich Löwen und Tiger denkt; sondern ich sage in Europa, wo man sich die Menschen schöner und vernünftiger vorstellt. Sein Aeußeres hatte etwas Großes und Majestätisches. Er war mehr blond als braun,

und hatte nichts türkisches, als einen gewissen Stolz, der ihn nicht übel kleidete. Uebrigens höflich und angenehm im Umgang. So gut der Türk unserm Ritter gefiel, so wenig mißfiel dieser jenem. Er hatte noch niemand, als Kaufleute aus andern Ländern gesehen, fand also in Albizon etwas neues, das ihm eine Achtung gegen ihn abnöthigte, welche sich in wenig Tagen in Zuneigung verwandelte. Diese gieng so weit, daß der Bey nicht ohne H. speiste, und ihn zu allen Lustparthien zog. Man aß gut bei ihm, und trank noch besser; denn obwohl ihr Gesetz den Türken das Weintrinken verbietet, so unterlassen sie doch

nicht, darinnen zu schwelgen. Sie haben mehrere, und ausgesuchte Sorten. Die Mahlzeit dauerte von 8 Uhr Morgens bis Nachmittags 3, wo dazwischen geraucht wurde, und die Pfeife aus einer Hand in die andre, in der Gesellschaft herumgieng.“

„Nachher führte Mehemet A. bei der Hand im Hause herum, wo dieser die Kostbarkeit des Geräthes, der Waffen, und die Menge der Edelgesteine bewundern mußte. Im Garten, wohin sie nachher sich begaben, sah A. mitten im Winter Bäume mit Früchten oder Blüten beladen. Ich überlasse ohne weitere Beschreibung der Einbildung eines Je-

den, sich die Schönheit dieses Ortes zu denken, die gewiß außerordentlich seyn mußte, da er der einzige Belustigungs-ort für 3 oder 400 Weiber war, soviel sein Serail enthielt, die bei dem allen selten genug ihn besuchten. Nur ein kleines Fenster gieng aus dem Serail in den Garten, dessen sich allein die erste Sultantin zu bedienen die Freiheit hatte.“

„Albirond fand diesen Garten höchst angenehm, und lobte ihn dem Bey unablässig, der ihm jeden Tag ihn zu besuchen die Erlaubniß gab. A. nahm diese mit Vergnügen an, und benutzte

sie recht gut, da er nicht ermangelte,
 alle Morgen einen Spaziergang hier zu
 machen. Für den Verliebten hat die
 Einsamkeit besondere Reize, zumal
 wenn er getrennt vom geliebten Gegen-
 stand lebt. H. war ein zu artiger Mann,
 als daß er noch nicht für eine Schöne
 geseufzt haben sollte. Dazu ward seine
 Liebe von einer so seltenen Beständig-
 keit begleitet, daß sie nach einer Dauer
 von 4—5 Jahren mit gleichem Feuer
 in seinem Herzen brannte. Nicht die
 Verbannung aus seinem Vaterland
 machte ihn unglücklich, sondern die
 Trennung von seiner Geliebten. Er
 klagte sein Leid in poetischen Ergieß-

fungen den Baumbblättern, Mauern
 und Wänden, und was nur irgend
 eines Eindrucks des Griffs empfang-
 lich war. Alles in diesem Garten
 sprach von Alvironds Liebe zu Ura-
 nien. Nur ein Ort ward nicht von
 seinen Seufzern beunruhigt, das
 war die Gegend um das Ceroll. —
 Der schönste Ort zwar; aber H.
 konnte die Gewohnheit des Landes
 und die Delikatesse der Tücken im
 Punkte der Weiber. Er wollte sich
 diesem Heiligthum nicht nähern. Doch
 war seine Diskretion nicht stark ge-
 nung, um dem Vergnügen der Veränd-
 erung, und dieser Begierde, welche

durch Hindernisse gewöhnlich noch
mehr gereizt wird, lange widerstehen
zu können.“

„Eines Tags bemerkte er in ziemlicher Nähe, daß auf dieser Seite des Serails nur ein kleines Fenster war, konnte sich nicht enthalten, seiner Neugierde nachzugeben, und kam bis unter den großen Pavillon, der ein schönes Bad deckte, dessen Mehemet sich jeden Sommer zu bedienen pflegte. Hier beschloß A. seine schönste Zeit, so lang er hier weilte, zuzubringen, und überredete

sich, daß, wenn einige Erleichterung seiner Pein zu hoffen wäre, er solche in diesem angenehmen Orte finden würde.“

„Seine Phantasie fand sich durch die Schönheiten dieses einsamen Aufenthalts zu sehr erhitzt, um bei einem so erwünschten Anfang stehen zu bleiben. Allein eine entzückende Stimme, die sich über seinem Haupt hören ließ, hielt ihn plötzlich zurück. Sein angenehmes Erstaunen läßt sich nicht beschreiben; ganz Ohr, stand er unbeweglich, und seine Seele schien keine andre Empfindung zu haben, als die, welche ihm diese schöne Stimme gab. Das dichte

Geräusch hinderte ihn, mehr als diese letzten Worte zu verstehen, woraus er abnahm, daß der Gesang spanisch war:

„Non importa que los Ojos matan
Se fessuscitan.“

Die Ueberraschung und der Reiz dieser Stimme machten der Neugierde Platz, die schöne Sängerin zu sehen. Er hielt sie anfangs für eine Sklavin, und verließ den Pavillon, um sich hiersüber Licht zu verschaffen. Er glaubte, daß die Stimme aus dem Fenster des Serails kommen müsse, und bemerkte wirklich eine Person darinnen, die sich

bei seinem Anblick zu verbergen suchte, und die er lächeln sah, vermuthlich über seine Neugierde.“

„Er grüßte sie, um sie zu bewegen, sich besser sehen zu lassen, welches sie that, und A. nicht wenig in Verwunderung setzte über die Menge der Edelgesteine, welche sie trug, und die ihn überzeugten, daß sie eine der vornehmsten Damen des *Salon* seyn müsse; geschwind machte er ihr eine tiefe Verbeugung, und wollte sich zurückziehen. Die Dame, welche vermuthlich nicht Lust hatte, ihn zu vertreiben, winkte ihm zu bleiben, und sagte etwas, daß er, weil sie sehr geschwind sprach, nicht

verstand. Er antwortete ihr gleichwol,
 und bat um Verzeihung seiner Freiheit,
 unter ihrem Fenster zu spazieren. Was
 sie erwiederte, verstand er ebenfalls
 nicht; indessen wünschte er diese Un-
 terredung geendet zu sehen, da er fürch-
 tete, von jemand überrascht zu werden.
 Sie ~~fühlte anders~~ zu denken, und ins-
 dem sie sich wegbegab, gebot sie ihm,
 ein wenig zu warten; sie werde gleich
 wiederkommen, welches einen Augen-
 blick darauf geschah, wo sie eine Sklavin
 mitbrachte, welche A. in spanischer
 Sprache fragte, von welcher Nation er
 sei. A., der sehr gut spanisch sprach,
 sagte, er sei ein Franzose, und wieder:

holte seine Entschuldigung. Ihr habt das nicht nöthig, denn ich soll euch im Namen meiner Herrschaft sagen, daß sie es gern sieht, wenn ihr unter diesem Fenster promenirt. A. beantwortete das, wie man denken kann: daß er die höchste Ehre darinn setze, einer so schönen Dame zu gefallen. Die Unterhaltung dauerte noch einige Zeit, und A. fand gleiche Gefahr, sie zu sehen, und mit ihr gesehen zu werden. Deswegen beschloß er doch, nicht wieder hierher zu kommen. Er durfte und wollte dem Bey nicht mißfallen, der ihn stets so freundschaftlich behandelte, und von dem seine Sicherheit abhieng.

Es war unmöglich, daß er aufhören konnte, Uranien zu lieben, oder daß er je etwas, so wie diese, lieben könne. Doch fürchtete er die Gewalt einer Person, die soviel Reize hatte, als die Sultantin, denn sie war gemacht, die standhafteste Treue zu erschüttern. Nichts konnte schöner seyn, als dieser Körper, von dem H. zwar nur die Hälfte, aber genug sah, um davon hingerissen zu werden. Sie mochte etwa 25 Jahre haben, obwohl ihr Gesicht die Blüte von 15 zeigte. Alle ihre Züge gehörten der vollendetsten Schönheit. Haare, Farbe, Augen, Mund, Hals, alles zum malen. Mit dieser

Grazie ihr reicher Anzug verbunden, war sie A. ein durchaus neues bezauberndes Schauspiel. Sie glänzte über und über, von strahlenden Steinen; aber das Feuer ihrer schwarzen Augen übertraf weit das der Edelgesteine; die Weisse der Haut die der Perlen. Kein Wunder, daß A. diesen Anblick zu erneuern fürchtete, so fest auch seine Treue zu Uranien war. Aber auch dem Schatten der Untreue wollte er ausweichen. Gleichwol waren da 2 — 3 Tage, wo er nicht wieder hinglang, sehr düstere, traurige Tage; ein beständiger Kampf in seiner Seele.“

„Die Zeit, welche A. einsam zubrachte, deuchte ihm eine Ewigkeit. Die Reize des Gartens, oder vielmehr die der Sultanin machten ihm alle übrigen Lustplätze unangenehm und verdrüsslich. Entweder mußte er die Barbarei ganz verlassen, oder zu dem schönen Platz zurückkehren. Nur da schien die Sonne; sonst allenthalben war Finsterniß. Schwarz ist unser Herz. A. ergab sich. Er überredete sich fest, daß er Gewalt genug über sich haben würde, in den Garten zu gehen, ohne dem Serrail sich zu nähern. Dies machte die Liebe ihn weis. Er gieng; und wirklich sein Rath zeigte sich besonders in der Gewalt, die

er sich anthat, um innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen der Promenade zu bleiben. Indessen betrogen seine Schritte ihn öfters, zogen ihn unvermerkt hinüber, und gar manchmal fehlte sehr wenig, um ganz überwunden zu seyn. Uranie kam immer zu rechter Zeit ihm in den Sinn. Schon triumpbirte er. Die Stunde zur Rückkehr in die Stadt erschien; schon schifte er sich ~~hinaus~~, als ein an seinem Kopf vorbeistreichender Pfeil ihn auffallendst überraschte, und zurückhielt, um zu sehen, was das bedeute. Nicht weit von ihm fiel er zur Erde. M. hob ihn auf, und fand ein Billet mit Seide

daran befestigt. Er öffnete es, und fand folgende spanische Zeilen:

„Die Sklavin Donna Isabelle an den französischen Ritter.“

„Ihr habt uns ohne Zweifel betrogen, da ihr uns überreden wolltet, ihr wäret ein Franzose. Die Ritter dieser Nation beobachten ein wenig besser, was man den Damen schuldig ist, und sind galanter als ihr. Seit 3 Tagen habt ihr nicht nur euch nicht im Garten sehen lassen, sondern auch euer Versprechen vergessen. Wißt, daß ihr der ersten Sultantin, dem Weib des Rehemet Paschi, euer Wort gegeben habt, einer

Person, die ihr unendlich hochschätzen solltet, und die vielleicht ein wenig zu viel Achtung für euch hat. Benutzt besser so vortheilhafte Gesinnungen, und verlaßt heute den Garten nicht, ohne euch zu zeigen.“ —

„Albiond, du mußt deinem Schicksal nachgeben,“ sprach er zu sich selbst, nach Lesung dieses Willets; „es will, daß du, wider deinen Willen, diese Afrikanerin sehen sollst.“ Ach, wie wenig braucht's doch, mein Herz zu besiegen! Ewig, dacht' ich, sollte die Flamme brennen, die mich scufzen machte, und nun fühle ich, Gott weiß wie, mein

schwaches Herz, das stets treu war
 bereit, augenblicklich zu wechseln. Him-
 mel, welch' sonderbares Unrecht nöthigt
 die Liebe mich, zu begehen. Sie ist's,
 die mich zwingt, treulos zu werden.
 Soll ihre Herrschaft dauern, warum
 läßt sie ein Herz nicht lieber brechen,
 als untreuhaftig werden?"

„Er näherte sich dem Serail, bekant
 Vorwürfe von den Damen, und besänf-
 tigte sie wieder.“ —

„Um nicht befremdlich zu finden, daß
 die Sultanin so A. entgegen kommt,
 muß man wissen, (sagt unser Autor)
 daß er liebenswürdig, stets gut geflei-
 det, und galant war; ferner, daß es

unter dieser Nation Sitte ist, daß die Weiber in der Liebe den Anfang machen, und die Männer uns dort für die Leiden rächen, womit die Europäischen Schönen uns so grausam oft martern.“

„O, hören Sie auf; es mag genug seyn, an dieser Probe der französischen Treue und Galanterie,“ sagte Charlotte.

„Nur noch den Schluß: „die Sultantin singt spanisch, und fordert A. ebenfalls dazu auf. Dieser vollbringt den Befehl in folgenden italienischen Zeilen:

„Tempra il cordoglio omai non pian-
ger piu

deh Rasserena il Ciglio

Poiche ha Seco Periglio

Sviscerato dolore

e con Spietata Sorte

Spesso corre alla Morte

~~addolorato~~ Corre

da O gravi Martir che bramata

Tempra il Cordoglio omai non pian-
ger piu.“

„H. wird beschenkt mit allerhand
Früchten, und muß beim Weggehen
eidlich versprechen, wiederkzukommen.

„H.“ ruft der Autor aus, „es war

nicht nöthig, ihn beschwören zu lassen, wozu schon sein Herz ihn trieb. Nicht die Gügigkeit der Konfiguren, sondern die Blicke der schönen Sultantin hatten ihn bezaubert. Er sieng an, sie immer besser zu verstehen. Die Liebe ist für ein Kind ein sehr geschickter Gott. Sie versteht alle Sprachen, und lehrt sie verstehen. Bei ihr braucht man nur Augen hierzu.“

„Albiond sah früh die schöne Sultantin; Nachmittags besuchte er den Bey, und schlief diese Nacht weniger als die vorige. Uranie schwebt unablässig vor ihm, und fordert ihn we-

gen seiner Unbeständigkeit zur Verantwortung. Er suchte sich mit den Reizen der Sultanin Kahelma zu entschuldigen, und sich mit der Versicherung zu beruhigen, daß Uranie wenigstens den ersten Platz in seinem Herzen behalten solle.“

„Was weiter geschah, wie H. durch Hülfe einer Strickleiter in das Zimmer der Sultanin kommt, und durch das Geräusch des kommenden Veu in ein geheimes Gemach gejagt, daselbst von Isabellen aufgesucht wird, diese ihm ihre Geschichte erzählt, übergehe ich, da hier nichts

zum Beweis von Ehe- und Liebhabertreue dienliches vorkommt. Destomehr gehdrt hierher:

Die Geschichte der Donna Isabella
und des Don Pedro de la Mera.

„Ich stamme aus einem der ältesten und angesehensten Geschlechter von Valenzia. Meine Mutter, deren Haupt-
sorge meine Erziehung war, verlor ich in einem Alter, wo ich noch unfähig war, die Größe dieses Verlustes einzusehen. Ich und ein Bruder waren

der einzige Trost meines Vaters, der, nach
 der Trennung von meiner Mutter, sich
 nicht zu einer andern Heirath entschließ-
 fen konnte, obwol er noch jung war.
 Er ließ uns auf eine unserm Stand und
 Vermögen angemessene Art erziehen.
 Es fanden sich daher, auch schon ehe
 ich noch mannbar war, anständige Par-
 thien für mich. Ich hielt mich oft auf
 dem Lande, etliche Meilen von der Stadt,
 bei einer Tante auf, in der ich eine an-
 dere Mutter fand. Hier brachte ich
 meine Zeit sehr angenehm, zwischen
 Spazierengehen, Jagdbelustigungen
 und Gesellschaft zu. Am wohlsten war
 mir indessen in einem Wäldchen, 200

Schritte vom Hause, das ich oft einsam besuchte. Eines Tages war ich etwas tiefer; als gewöhnlich, in's Gehölz gegangen, nur begleitet von einem Mädchen, als ich durch ein Geräusch von Pferden erschreckt wurde. Ich wollte umkehren, aber die Stimme meines Bruders hielt mich zurück. Er, Don Pedro de la Mera, und der Marquis de Pignatelli, beide Valenzische Edellente, sprengten mit verhängtem Zügel auf mich los, und riefen mir zu, mich in Acht zu nehmen. Ich sah nicht, worer, und Bestürzung machte mich unfähig, zu einer Entschliessung zu kommen. Don Pedro erreichte mich

zuerst, und gerade zu rechter Zeit, um der Wuth eines wilden Schweins mich zu entreißen, das sie seit diesem Morgen verfolgt hatten, und welches mich anfallen wollte. Er sprang vom Pferd, und stach ihm den Dolch in den Hals; es war aber noch nicht tod, und der Marquis schoß so unglücklich, daß Don Pedro stark verwundet wurde. Mein Bruder und der Marquis eilten ihrem Freund zu Hülfe, dessen Wunde zwar nicht sehr gefährlich war, aber es werden konnte, wenn nicht alsbald das Blut gestillt wurde, das häufig floß. Ich gab dazu Schnupstuch, Schleier, und was ich sonst hatte, her. Inzwi-

Ich kam die Tante, welche durch mein
 Mädchen von dem Abentheuer benach-
 tigt worden war, mit 5 oder 6 ihrer
 Leute, welche den Verwundeten in's
 Haus brachten, wo man alle Sorge für
 ihn trug. Ich hatte ihn vorher nur
 einmal bei meinem Bruder gesehen.
 Was er jetzt für mich gethan, das Blut,
 welches er, das meinige zu schonen,
 vergossen hatte, machten tiefen Eindruck
 auf mein Herz. Er war jung, schön
 und angenehm, ich kaum 16 Jahre alt,
 und unbekannt mit der Liebe. Der
 Marquis war der erste, welcher davon
 mir etwas vorgesagt hatte. Er glaubte
 Ansprüche auf meine Liebe zu haben,

und mein Vater begünstigte ihn, seiner angesehenen Familie wegen. Ich nahm das, was er mir sagte, für Galanterie eines Mannes von Lebensart, und lachte oft über etwas das mich hätte beleidigen sollen. Aber er gewann das durch nicht, weil in meinem Herzen nichts zu seinem Vortheil sprach, oder ihm die Gabe fehlte, es zu gewinnen; vielleicht aber auch wegen der zu harten Gesinnung gegen Don Pedro, den ich, weil er mir das Leben gerettet hatte, unablässig zu warten, mich für verpflichtet hielt. Ich übergehe hier, was ihr denken könnt, Albirond, wie diese Zuneigung zur heftigsten Liebe

wuchs, die Eifersucht des Marquis;
 den Briefwechsel; die Zusammenkünfte;
 einen Zweikampf zwischen Don Pedro
 und seinem Rival; den Unwillen meines
 Vaters, der mich in die Stadt zurück-
 kommen, und wie eine Gefangene be-
 wachen ließ; die Entführung durch
 Don Pedro; und alle zum Schluß.
 Wir giengen zu Schiff, um uns nach
 Sardinien zu begeben. Das Wetter
 war heiter. Wir hatten vom Zorn
 meines Vaters nichts zu fürchten; allein
 wenn das Glück nicht wohl will, wider
 den streitet alles. Das Meer besonders
 ist der Schauplaz der tollsten Streiche
 dieser unbeständigen Götin. Hier hat

man alle Elemente zu Feinden; aber mehr noch als die hat man die Menschen zu fürchten. An dem Tage, da wir hofften unsre Insel zu sehen, wurde uns gemeldet, daß von den barbarischen Küsten her eine Galeere sich uns näherte, daß wir eilends Korsika zu erreichen suchen müßten, wenn wir der Sklaverei entgehen wollten; denn ohne Zweifel wäre es ein Raubschiff. Don Pedro gab die nöthigen Befehle zur Flucht, oder — Nothfalls — zum Kampf. Er kam zu mir; die Unruhe in seinen Mienen zeugt von der in seiner Seele, nicht gefangen zu werden, nicht das Leben, sondern mich zu verlieren. Die

Liebe gab mir Muth, ihn zu trösten.
 „Don Pedro,“ sagte ich, „ich sehe,
 daß das Schicksal nicht müde wird, uns
 zu verfolgen, und daß die Gefahr groß
 ist. Aber die Barbaren werden mehr
 Mitleid haben, als mein Vater; in
 ihre Hände will ich lieber fallen, als
 mich in den Armen des Marquis sehen,
 und die Dienstbarkeit wird mir erleich-
 tert werden durch die Treue, die ich
 euch von neuem schwöre, bei allem was
 heilig und hehr ist im Himmel.“ Hier
 entquoll ein Thränenbach meinen Augen
 und sagte ihm, was mein Mund ver-
 hindert ward, weiter auszudrücken.
 Don Pedro, nachdem er einige Zeit

unbeweglich da gestanden hatte, brach endlich in Klagen aus, über sein unglückliches Schicksal, welches ihn nur habe geboren werden lassen, daß, was er anbere, zu betrüben und zu verlieren. Eure Liebe beschämt die meinige; bei so vielen Ursachen zu zürnen, erneuert ihr die Versicherung eurer Treue. Daß ich nicht tausend Leben habe, um sie euch zu opfern! — Es kam zum Kampf mit der Galeere; Don Pedro that Wunder, war allenthafben, als wenn er zehnfach da gewesen wäre. Jeder unserer Soldaten verrichtete Thaten, die des Vorbeers würdig waren. Dreimal versuchten die Feinde zu entern,

und wurden eben so oft zurückgeworfen. Ich vergaß die Schwäche meines Geschlechtes, und folgte aller Orten dem Don Pedro, wiewol er mich bat, in meinem Zimmer zu bleiben. Schon klang die Pize der Barbaren an nachzulassen; der Sieg hätte sich vielleicht auf unsre Seite geneigt, wenn nicht das Blut uns eine unver söhnl ich e Feindschaft geschworen hätte. Ein Kanonenschuß brachte unserer Fregatte ein Leß bei, und endigte den Streit, wovon die Ueberwinder weniger Ehre hatten, als die Ueberwundenen. Das Schiff sank; einige von der kleinen Zahl der Uebergebliebenen ertranken; andere wurden

auf dem Wasser oder den Trümmern
 aufgefischt. Ich war unter den Gefan-
 genen; meine Kleider erhielten mich
 über dem Wasser, und erwiesen mir
 die grausame Wohlthat, mich den Tod
 meines Geliebten überleben zu lassen.
 Ich glaubte anfänglich, daß er unter
 denen sei, die man aus dem Wasser
 gezogen hätte. Ich sahe ihn auf einem
 Bret mit aller Anstrengung sich mir
 nähern, in dem Augenblick, da mich
 die Korsaren ergriffen. Aber gewiß
 hat seine Verzweiflung hierüber, ihn
 vermogen, sich in den Wellen zu begrä-
 ben. Ich verwünschte die Stunde,
 worinnen ich ihm nicht gefolgt war,

suchte nichts als den Tod; aber meine grausamen Gebieter weigerten sich, mir ihn einmal zu geben, um das Vergnügen zu haben, mich jeden Tag sterben zu sehen. — Die Folge der Geschichte lehrt, daß unvermuthet und glücklicherweise Don Pedro unter den Sklaven des Serois gefunden, daß er Isabellen — mit welchem Entzücken von beiden Seiten, kann man denken, — sieht, und durch Hülfe Albironds und der Sultansin, der Sklaverei entrisen, alle nach Europa zurückkehren, und obwohl ihre Reise nicht beschrieben wird, und der Ausgang fehlt, so sieht zu vermun-

then, daß sie glücklich dahin kamen, und Don Pedro, und Isabelle den Lohn ihrer Treue in einer glücklichen Ehe erndten; Albirond seine Uranie, welcher er so unverbrüchlich treu blieb, oder Rahelma, der er so viel Dank schuldig war, oder beide heirathete. Daß er dieses Glücks, seiner exemplarischen Verdienste wegen, werth war, ist nicht zu läugnen.“

Die Damen machten einige belnahe bittere Bemerkungen, und kamen darinn überein, daß Ludwig etwas viel besseres und erbaulicheres hätte erzählen können, welches wir auch

glauben, und hier noch berichten,
daß sie ihre Reise fortsetzten, und
glücklich endigten.

IX

Bei ihrer Ankunft in L. Burg fanden sie Briefe; Charlotte von ihrem Vater, Ludwig von seiner Gattin. Erstere ward zurückgerufen, da, nach geschlossenem Waffenstillstand, keine Gefahr mehr in der L. Hue war.

Ludwigs Gattin schrieb ihrem Mann, daß, durch ihren Bruder, ihm in dortiger Gegend eine anständige Stelle aus-
gewirkt werden könne, falls er hinüber

kommen wolle. Die Sehnsucht nach seiner Familie übermog alle Bedenklichkeiten, und er nahm sich vor, die Rückreise anzutreten. Er begleitete Charlotten zu ihren Eltern, verabschiedete sich nach einigen Tagen von den ihm so lieben Verwandten, und der Gegend, die er nachmals in einem schönen Gedichte besungen hat.

13.

Der Prinz war mit seinen Begleitern in *** angekommen. V. bezog seine Stelle, richtete sich so geschwind, und so gut, als möglich, ein, und meldete alles dies Charlotten, und ihren Eltern, welche er bat, sein Glück nunmehr zu vollenden. Im Brief an Charlotten sagte er, unter andern:

„Glücklich und froh bin ich hier angekommen, und betrachte diesen Ort;

wie der Schiffer nach einer stürmischen Meerfahrt den Hafen. Ich hoffe gewiß, es soll auch Ihnen, wie mir, hier gefallen. Freundlich nahm man mich auf. Eine Meile von R. Thal empfing mich der Kirchen-Vorstand, samt dem Dorfschreiber. Der Schullehrer that, Namens aller, die Anrede, worin ihre Freude über meine Ankunft ausgedrückt wurde. Hierauf begleiteten sie mich in meine Wohnung, wo sie ein ländliches Mahl hatten anrichten lassen.“

„Am Abend des Tags meiner öffentlichen Vorstellung stimmten die jungen Leute, unter einer ohnweit der Pfarrwohnung befindlichen Linde, Dank:

lieder an, die sie, mit geschickig geordneten Stimmen, sehr angenehm sangen.“

„Tage darauf besuchte ich die Schule. Alle Kinder grüßten, das erste bewillkommte mich mit einem Handkuß. Die Reinlichkeit, und das ganze Aeußere der Kinder ließ mich auf einen braven Schullehrer schließen. Davon ward ich überzeugt; bei ihrer Prüfung“

„Der Ort und die ganze Gegend sind angenehm. Sie sehen hieraus, innigst Geliebte, daß ich hier glücklich seyn kann, wenn sie mit hierher folgen wollen, und ich darf hoffen, daß Sie mein Glück nicht verzögern werden. In acht

Sagen bin ich bei Ihnen, und sage
Ihnen am Altar, daß ich ewig bin

ganz der Ihrige,
P.“

„Wenn der Herr Leben und Gesund-
heit verleiht,“ fand Charlottens Vater
für gut, dem Schluß des Briefes bei-
zufügen. Diese Gewohnheit, die der
Männ, mit vielen Christlichen Personen
gemein hatte, allem, was sie morgen
oder künftig thun wollen, die bemerkte
Bedingung beizufügen, scheint zwar
manchen weisen Leuten verächtlich, da
sie für überflüssig halten, etwas aus-
drücklich zu setzen, was sich von selbst

versteht, wogegen der gedachte bledere Mann und seines gleichen vermeinen, jenes ausdrückliche Sezen der beregten Bedingung solle den Menschen zur Vorsicht und Behutsamkeit erwecken, wenigstens durch eigne Schuld an der Ausführung seines Vorhabens gehindert zu werden, welcher gute Zweck auch bei denen erreicht werden mag, die jenes Sprüchlein nicht bloß gewohnheitsmäßig, wie doch gemeiniglich der Fall seyn soll, hören lassen.

So habe ich auch die Wahrheit des Sprichworts, welches die Landleute meiner Gegend im Munde führen, erfahren: „Hast du Eile, so thue sacht,“

oder wie es jener Kaiser ausdrückte:
 „Eile mit Weile.“ Ich wollte einen
 Brief siegeln, worauf der Bote unges-
 dultig wartete. Geschwind fuhr ich mit
 dem Wachstof in's Kamin, und mit
 dem brennenden Lichte eben so geschwind
 wieder heraus, daß aber eben so bald
 wieder verlöscht, und da ich diese Oper-
 ation dreimal wiederholt hatte, ergab
 sich, daß ich über meiner Eile weit mehr
 Zeit verloren hatte, als bei der gewöhn-
 lichen Art, ein Licht anzuzünden.

„Wenn der Herr Leben und Gesundheit verleiht,“ sagte also der Vater, und Charlotte war ganz zufrieden mit dem unbedingten Versprechen. Sie arbeitete daher eifrig an ihrem Brautschmuck, so wie die Mutter mit ihr, an allen denen schönen Sachen, die sie in ihrem Stand nöthig haben würde. Unter diesen Geschäften verflossen schnell die 3 Tage. Mit jedem Augenblick hoffte

man auf 2—6 Ankunft; aber er kam nicht. Am zweiten Tag nach dem abgelaufenen Termin, war die innere Unruhe Charlottens laut: „Er kommt nicht! Was mag die Ursache seyn? Sollt' er mich vergessen haben, oder ihm ein Unglück begegnet seyn?“ „Das wolle Gott nicht,“ sagte die Mutter; „ein unvorhergesehenes Hinderniß kann ja wohl die Reise aufgehalten haben; vielleicht ein Ruf zum Prinzen. Wir wollen noch ein wenig zusehen, ohne uns zu ängstigen.“ So suchte die gute Mutter das Herz des lieben Mädchens zu beruhigen, während sie

selbst nichts weniger als ruhig war.
Denn L. pflegte sonst seine Zeit
genau einzuhalten.

Diesen hatte nichts anders, als seine große Eile aufgehalten. In möglichster Geschwindigkeit suchte er seine neue Wohnung zum gehörigen Empfang Charlottens einzurichten. Dann nahm er ein Fuhrwerk, dessen Regierer er durch Versprechen doppelter Bezahlung, und eine reichliche Portion Brantwein, zu gleicher Eile beflügelte. Pfeilschnell gieng's fort. Eine kleine

Anhöhe vor dem Ort mußte überfahren werden. Glücklich kamen sie hinauf, und schon hatte L. Phantasie einen großen Vorsprung gewonnen. Mit den lebhaftesten Farben zauberte sie ihm den frohen Empfang, und die Wonne, die demselben folgen würde, vor, als im Herabfahren, durch Unvorsichtigkeit des Fuhrmanns, den die Weindünste benebelt hatten, der Wagen umschmiß, L. herausfiel, und den Arm brach. Man denke sich die Empfindungen L. Sein Herz litt mehr als sein Körper, Zum Glück war sein Wohnort noch nahe genug, um sogleich Hülfe zu bekommen, mittelst deren er

in das Dorf zurückgebracht ward. Man fertigte nun einen Boten in die Residenz, an Kling, ab, welcher alsbald sich einfand, den Schaden untersuchte, und durch einen mitgebrachten Wundarzt verbinden ließ, auch den Patienten versicherte, daß wenn er sich ruhig hielte, er bald gesund seyn würde. „Und wann denken Sie wohl, lieber Kling, daß ich werde reisen können,“ fragte L. „Dinnen einigen Monden gewiß, wenn Sie sich gut halten.“ Wie lange dachte diese Zeit dem ungedultigen L. Kling mußte nun an Charslottens Vater schreiben, den Zufall aber in eine bloße Contusion verwand-

den, welche die Ankunft des Erwarteten noch für einige Tage verzögern würde. —

Der Bote, welcher den Brief zu bestellen hatte, war des Wegs nicht kundig, verirrete sich einigemal, und kam mehrere Tage später an, als er sollte. Großer Schrecken trat nun an die Stelle der Unruhe. Schon der Umstand, daß der Brief nicht von L. Hand war, und die Erzählung des Botens, den man genau ausfragte, und der den Befehl, das Wahre der Sache zu vers

helen, übertrat, machten, daß sie sich das Unglück größer vorstellten, als es wirklich war. Der alte Pfarrer schrieb zurück, daß die Bestürzung seines Hauses um soviel größer wäre, als man die Gefahr L. zu verringern suchte, und bat um baldige Aufklärung, und wo möglich tröstliche Nachrichten, welche denn auch in einigen Wochen, und nach 2 Monaten die völlige Herstellung des Patienten erfolgten. Das Unangenehme dieser Zwischenzeit war für Charlotte sehr gemildert durch den beinahe täglichen Umgang mit ihrer schon gedachten Freundin in dem benachbarten Dorfe. Ihr wißt es, verschwiegene

Absatz dieser beiden innig Vertrauten, welche Pläne in euch entworfen wurden. Ihr waret Zeuge von so manchen lieblichen Unterhaltungen über kommende glückliche Tage. Hier mußte auch die Freundin versprechen, ihrer Trauung beizuwohnen.

Der langgewünschte Tag kam endlich. Sechs junge Mädchen, in weißer Kleidung, mit himmelblauen Schärpen, und eben so viel Jünglinge, schlossen einen Kreis um den Altar. Kinder streuten Blumen auf den Weg, den sie giengen. Nach der Trauung eine allgemeine Umarmung. Dann trat man den Rückweg nach dem Hochzeitshause an, wo ein frohliches Mahl

die Feierlichkeit beschloß. Am folgenden Tage reisten die Neuvermählten nach R. Thal ab.

12.

Brief von Kling an I.

Weil es doch schicklich ist, bei dieser Gelegenheit Ihnen mit Ueberreichung eines Gedichts zu gratuliren, und ich unvermügend bin, den Pegasus selbst zu besteigen, so freue ich mich, zu finden, daß ein anderer bei ähnlicher Gelegenheit aufgesessen ist. Das Stück geht also jetzt in meinem Namen Ihnen zu. Es paßt, wie Sie finden werden,

ziemlich gut, wenn ich die hölzerne
Kapelle ausnehme; denn Ihre Kirche
ist, wie ich glaube, von Stein.

„Du, den in erklohrner Stille,
Unge störte Ruh erquilt,
Dem in seiner Freuden Fülle,
Keine phantastische Geille
Rastlos im Gehirne spült,
Wahrer Pastor! welch' ein Leben,
Welch' ein mildes Loos ist dein!
Eine Hütte niedrig, klein,
Doch gesund, bequem und rein,
Ohne Gold und Spinnewebe n.“

Ein Gebüsch, vertraulich, düstern
 Mit dem Schleedornzaun umschant.
 Von entschlafnen frommen Priestern
 Jene Buchen angepflanzt,
 Wo bei lindem Mondenlichte,
 Lässig in das Gras gestreckt,
 Besser Dir Dein Pfeischen schmeckt,
 Und zum ländlichen Gerichte,
 Einfalt Deine Tafel deckt.
 Keine Sorgen, keine trübe
 Aussicht in die Zukunft schwärzt
 Deinen Geist; die Freude scherzt,
 Wenn ja etwas Leben bliebe,

Es sogleich hinweg. Die Liebe
 Die in wunden Busen schmerzt
 Kennst Du nicht: Du kennst die Liebe,
 Die mit froher Schalkheit scherzt,
 Glücklich ist, und lacht und herzt.
 Wer auf Peters Stuhl regiere,
 Wie Europa balancire,
 Ob die Monarchie noch Ketzer
 Hoffen darf, erzählen Dir
 Dein geschwätziger Balbier,
 Und aus Frankfurt Zeitungsblätter,
 Oder ein Besuch von mir.
 Duldsreich, nicht wie die Zelote,

Der nur Gluck auf Klübe häuft,
 Ueber alle Gränzen schweift,
 Lehrt du, wie man die Gebote
 Eines Gottes, gnädig, mild,
 Auch noch Vater, wenn er schlief,
 Ohne Heuchelei erfüllt,
 Lehrt zu jedem guten Triebe
 Ihre Herzen sich erhöh'n
 Und mit wahrer Brüderliebe
 Allen Menschen offen stehn.
 Andacht lohnet deine Müh.
 Deine Bauernmädchen gaffen
 Nach gepuzten Herren nie,

Still und züchtig sitzen sie,
 Will ihr Eifer ja erschaffen
 Wekt ein Spruch voll Nachdruck sie;
 Sich vom Nicken aufzuraffen.
 Hölzern ist zwar die Kapelle
 Sonder fromme Prahlerei,
 Wie die Lämmer um die Ställe
 Drängt zur Wahrheit lautern Quelle
 Ihres Hirten Stimme treu,
 Deine Heerde sich herbei.
 Wünsche dir auf dieser Erden
 Nie ein größeres Geschick!
 • Obher, ergher könnt'st du werden,

Doch mit zehnmal mehr Beschwerden,
 Müßtest modisch dich geberden,
 Ausstudieren Gang und Blif,
 Und dein Himmel und dein Glük
 Blieb im R. Thal zurük.
 Großen Dank zu jedem Rufe,
 Guter Pastor, sage nein!
 Auch des Lebens tieffte Stufe
 Schränkt die Wirkfamkeit nicht ein.
 Menschenfreund und Christ zu seyn,
 Mit den Fröhlichen sich freu'n,
 Fühlen, lindern andrer Pein,
 Zerenden, anstatt zu dräu'n,

1750
Freundlich Hand und Auge leih'n,
O, wer wollte dem Verufe
Willig nicht sein Leben weih'n!"

Zweites Buch.



Welt und breit fand sich kein glücklicheres Paar als L. und Th. Ihr jetziger Wohnort, ein kleines Dorf, lag am Abhang eines Berges, von dem man eine der schönsten Gegenden übersah; das Pfarrhaus außer dem Ort; an demselben ein großer Garten mit Obstbäumen, Gemüß und Blumenstücken, welche Th. wie ehemals, fleißig wartete; eine Buchenlaube darinn war

Im Sommerhaus, wo sie während der milderen Jahreszeit oft zusammen saßen, sich der ehemaligen Zeit, der Entstehung ihrer Liebe, erinnerten, und sich nicht selten mit Kling und andern Freunden ihres Lebens freuten.

Doch war auch Schatten in diesem Gemüthe. — Er fühlte die Hoffnung, Mutter zu werden, zu großer Freude — o. Auch schien sie anfangs selbst darüber sehr vergnügt. In der Folge aber wurde sie stille und tiefstimmig. Er bemühte sich, sie zu erheitern; aber es gelang ihm nicht immer. Bald bildete sie sich ein, daß sie die Niederkunft nicht überleben würde; bald schwebte ihr die

Gefahr vor, welche ihrem Kind drohe. Dann redete sie von der Angst und den Qualen einer Mutter, bei den Krankheiten ihrer Kinder. Träume ängstigten sie. Sie hatte eine jüngere Schwester, als Kind von 12 Jahren sterben sehen. „Du weißt nicht,“ sagte sie einst zu E. der diese Phantome ihrer Einbildungskraft zu verjagen suchte, „wie einer Mutter zu Muth, ist, die, wie ich an der meinigen gesehen habe, am Krankenbette eines geliebten Kindes sitzt, Wochen lang, Tag und Nacht keinen Schlaf in die Augen kommen läßt, beim ängstlichen Winseln des im heftigen Fieber zwischen Leben und Tod ringenden, gerne

Ihr Leben hingäbe, um das Leben des Beliebten zu retten. Wie, wenn ich bestimmt wäre, etwas ähnliches zu erfahren?“

L. beantwortete das, wie er konnte und mußte. Kling war sein Beistand als Arzt und Freund; und so suchten sie diese schwermüthigen Gedanken zu verschreiben. Dazu trug nicht wenig bei, ein anderer Bekannter, den L. seit seinem hiesigen Aufenthalt bekommen hatte. Er war ein — Händler, ein guter lieber Mann, schon 15 Jahre verheirathet, und ohne Kinder. „Was gäb ich drum, und mein Weib,“ sagte er, „wenn sie in Ihren Umständen wäre. Eine

Die ohne Kinder, so wenig auch sonst
fehlen mag, ist nicht glücklich; denn die
Hauptsache fehlt, die sie beseligt.
Soll ich Ihnen erzählen, wie mir's gieng,
so werden Sie gestehen, wie viel besser
Sie daran sind." Man bat ihn darum,
Er zog Th. neben sich, und fieng an:

„Mein Großvater war Kapellmeister in O., ein Virtuose seiner Zeit. Kaiser Leopold, vor dem er sich in Wien hören ließ, beschenkte ihn mit 500 Kthlr. und dem Adelsbrief. Von diesem machte er aber wirklich keinen Gebrauch, da er, dem Vermuthen nach, die französische Revolution voraussah, die, wenn sie sich, wie es scheint, über ganz Teutschland verbreitet, seine Nachkommen ab-

thigen würde, diesen Vorzug wieder
 aufzugeben. Mein Vater war von 9,
 ich von 11 Kindern das jüngste. Un-
 fruchtbarkeit ist also, wie Sie sehen,
 mein Familienfehler nicht. Der älteste
 von uns war der Liebling meines Va-
 ters, weil er in seiner Jugend viel
 Verstand zeigte, so daß der Vater öfters
 sagte: „Ich fürchte, wir behalten das
 Kind nicht; es ist zu verständig.“ Mein
 Bruder hat diese Weissagung nicht er-
 füllt: denn er lebt noch, und wird am
 Verstand gewiß nicht sterben. Obwohl
 meine Mutter gern gesehen hätte, daß
 ich ein Gelehrter würde, und noch man-
 chen anatomischen Versuchen, die ich an

Hünern und Enten machte, einen Beruf
 zum Doctor in mir wahrzunehmen
 glaubte, so setzte doch mein Vater, der
 mich zur Handlung bestimmte, seinen
 Willen durch, und schickte mich nach N:
 in ein angesehenes Handelshaus, wo
 ich das Geschäft bald begriff, und
 Komptoir-Bedienter ward. Doch nahm
 ich im ersten halben Jahr darnach mei-
 nen Abschied. Davon war folgendes
 die Ursache. Eine alte Aufseherin, die
 während meiner Lehrzeit in der Stube
 wohnte, von welcher ich die Kammer-
 kasse hatte, wollte auch, nachdem ich
 Komptoir-Bedienter geworden war, ih-
 rem Aufenthalt nicht veränderen. Einige

meiner Kameraden, die, bei einem Versuch, mir das Unschickliche dieser Einrichtung zeigten, bewogen mich, das Bett der Matrone behend vor die Thüre zu setzen, welche rasche That den Unwillen des Prinzipals, und meine Entlassung nach sich zog. Ich gieng nach Hause, und kam meinem Vater ziemlich unerwartet, der auch, nachdem Briefe von R. einliefen, und die Ursache meines Wüthens meldeten, lange Zeit über mich unwillig blieb. Indessen war ich bestimmt, die väterliche Handlung zu übernehmen, wozu der älteste Bruder nicht taugte. Die andern waren theils gestorben, theils hatten sie Kriegsdienste

genommen. Meine Eltern sehnten sich in ihrem Alter nach Unterstützung. Es wurden also Heirathsvorschläge gethan. Die erste Person, welche in dieser Absicht meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war reich und schon beerbt. Der Bruder schien mich zu begünstigen; das Mädchen mir geneigt. Die Sache wurde richtig. Mein Vater, dem ich es meldete, war bescrembet, wünschte mir Glück, äusserte aber sein Mißfallen, weil meine Absichten ihm eigennützig vorkamen: denn das Mädchen war weder schön noch angenehm. „Er wolle,“ setzte er hinzu, „die Angelegenheit nochmalen Vortragen, und ihn bitten, solche

zu befördern oder zu hindern, je nach-
 dem es für mich gut wäre.“ Die Wor-
 te des ehrwürdigen Geistes sind mir
 immergehrlich. Am folgenden Abend
 fand ich meine Geliebte traurig. Man
 hatte ihr Bedenkslichkeiten beigebracht:
~~ich~~ Ich sei noch nicht Eigenthümer der
 Handlung; man wisse überhaupt nicht,
 wie diese stehe.“ Genug, sie sah ihr
 Vermögen in Gefahr, und ich mich
 genöthigt, sie ihres Versprechens zu
 entlassen. Mein Vater freute sich, und
 fand sein Vertrauen auf die Vorsehung
 sehr befestigt, die hier, auf seinen
 Wunsch und sein Gebet, wie er glaubte,
 angeschlossen hatte. Auch ich fühlte mich

leichter: denn Neigung zu der Person konnte mich nicht an sie fesseln. Zwar hatte ich noch nicht gelesen, was erst nachher geschrieben ward: „Ein Mann opfert unverantwortlich des Lebens Blut, wenn er bloß nach Geld freiet. Es ist unmöglich, daß ein Weib den Gedanken nicht irgend einst, und gerade zur Unzeit, dem Mann sage: Was du bist, das bist du durch mein Geld — unmöglich, daß ein Mann, auch der edelste, das tragen kann.“

Meine Geschäfte zogen mich zuweilen nach D. Im Gasthof, wo ich logierte, waren zwei schöne Mädchen. Die älteste, lauter Natur, zog durch diesen Reiz

mich an sich. Auch wußte sie die Bescheidenheit, mit der ich mich ihr näherte, gar bald aufzumuntern. Sie war so wenig spröde, daß, als sie einst aus der Kirche gekommen war, ich von ihr aufgefordert wurde, sie auskleiden zu helfen. Ich glaubte nicht, daß es ihr Ernst wäre, bezeugte mich jedoch bereit dazu, und sie führte mich wirklich auf ihr Zimmer. Ich war überrascht von der Freiheit, die sie dadurch mir einzuräumen schien. Allein sie unterhielt mich ganz unbefangen, indem sie eben so ein Stück ihrer Kleidung nach dem andern ablegte, und über meinen wenigen Eifer, ihr dabei behülflich zu seyn, scherzte,

dann ein niedliches Negligee anzog, und mich wieder in's Gesellschaftszimmer führte. Ich reiste ab, nachdem ich einige ähnliche Auftritte mit ihr gehabt hatte, ohne eigentlich zu wissen, wie ich mit ihr, und mit meinem Herzen dran war. Doch konnte ich dem letztern bald, ~~abwerfen~~, daß es, an eine Kofette verschenkt, eben so wenig glücklich seyn würde, als wenn es sich um Reichthum verkaufte. Ich warf also mein Neg aus, bei einem dritten Mädchen, der Tochter eines Doktors, der aber schon viele Jahre todt war. Ein munterer Geist, gutes Herz, versprochen mir in ihrem Besiz das Glück, nachdem ich

trachtete. Nur übersah ich den kleinen Umstand, daß sie durch ihre Mutter, welcher sie an Verstand überlegen war, und von der sie als Wunder der Vollkommenheit betrachtet wurde, verzogen worden. Auch hatte sie großen Ahnensstolz. Ihr Vater, weiland ein graduirter Mann, ihres Großvaters Bruder, gewesener Kanzler einer Universität, diese meinen Vorfahren, ehrlichen Handelsteuten, gegenüber gestellt, dankten Hieselben und ihrer Sippschaft ein großes Uebergewicht zu geben. Doch es glückte mir, unter Zusicherung einer handelmäßigen Unterhaltung, ihr Herz und ihre Hand davon zu tragen.

Die ersten Jahre unseres Ehestandes waren recht vergnügt. Meine Frau machte sich und mir Ehre. Sie kleidete sich nach der neuesten Mode, richtete die Wirtschaft auf einen ihres Herkommens würdigen Fuß ein, und entwarf Pläne, ihre Nachkommenschaft dem gemäß zu erziehen. Ich ließ das gehen, theils weil es mir selbst gefiel, theils um des lieben Hausfriedens willen. Keiner von Fickens Wünschen blieb unerfüllt, als der nach Kindern, den sie oft mit Ungestüm that, und als nach vielen Jahren noch kein Anschein zu dessen Befriedigung da war, stürzte sie der Gram in eine Krankheit, die sie dem

Tod nahe brachte, und worinnen ihr Kopf litt, so daß sie etlichemal das Leben sich nehmen wollte. Keine Geduld wurde durch dieses und andre Leiden sehr geprüft und bewähret, dergestalt, daß, als ich einst gerufen, und mir gesagt wurde, meine Frau habe sich in den Fluß gestürzt, ich gelassen antwortete, das Wasser sei nicht kalt, es würde ihr also nicht schaden. Ein berühmter Arzt hatte sie für unheilbar erklärt, und aufgegeben. Aber sie betrog aller Erwartungen, und erholte sich wieder. Nach und nach verlor sich ihre übele Laune; sie fügte sich besser in die Umstände, und überläßt es ruhiger dem

Himmel, ob er ihr Kinder geben will,
oder nicht.“ —

Was hier Herrn Jani, so hieß der
bisherige Erzähler, unterbrach, sagt
der folgende Abschnitt.

Aurora gukte durch ihr östliches Fenster, und verkündete Phöbus baldige Erscheinung, der aus Thetis Umarmung heraufsteigend, die feuchten Locken schüttelte, und mit Diamanten und Perlen die Fluren besäete. Die Vögel begrüßten mit ihrem Gesang die ersten Strahlen, womit die Sonne unsre Hemisphäre beleuchtete. Schon zog der phlegmatische Stier den knarrenden Pflug unter

dem Zuspruch des schwerfälligen Kellers
manns langsam daher. Rothwangige
Dirnen, die Sichel in Lächer gebunden
unterm Arm, wandelten zum fetten
Klecker, der wartenden Kuh ihr
Morgen-Zmbiß zu bereiten, während
andre Eier und Butter zum Markte der
Stadt brachten, wo indeß die schöne
Welt, vom Ball und Spieltisch kom-
mend, zur Ruhe sich begab: — oder
früher, es begann zu tagen, als im
Wirthshaus zu — eine Dame sich in
ihren Wagen setzte, und den Postillon
der Stadt schnell zuzufahren ermahnte.
Sie war Tags vorher spät hier ange-
kommen. Der Schwager gehorchte,

durch die Anmuth und Goldseligkeit der Dame bewogen, vielleicht auch durch die Hofnung eines guten Trinkgeldes, und trieb die Pferde schnell fort. Der Weg nach der Stadt fährte durch R. Thal, und hier gab es einen Aufenthalt. Es mußte etwas am Wagen gebessert werden, das mehrere Stunden Zeit erforderte. Die Ungeduld der Dame zu besänftigen, schlug man ihr vor, so lange in dem Pfarrhaus zu verweilen. Man rühmte dabei die Pfarrleute, als so liebe Menschen, die immer Fremde aus der Stadt bekämen; die so gastfrei wären, und sich über ihre Bekanntschaft gewiß sehr freuen würden: daß sie der

wegen wurde, sich hinführen zu lassen, und sie trat eben ein, als Herr Jani in seiner Erzählung dahin gekommen war, wo der vorige Abschnitt endete. Die Dame entschuldigte ihr Erscheinen durch Erwähnung des Vorfalles. „Ich komme,“ fuhr sie fort, „aus einem vom Krieg hart gebeutelten Lande, und suche in dem ihrigen, welches Frieden genießt, Sicherheit und Ruhe. Ich bin Wittwe ohne Kinder, und hatte glücklicherweise bald anfangs der Unruhen den größten Theil meines Vermögens in Geld verwandelt; kann also leben, wo ich will, und ziehe einen freien Ort, wie ihre Hauptstadt ist, andern vor. Der Zu-

fall, der mich hier einige Stunden aufhält, giebt mir Gelegenheit zu einer Bekanntschaft, die ich fortzusetzen hoffe, da es, wie ich höre, nicht mehr weit zur Stadt ist.“ Man beantwortete diese mit ähnlicher Höflichkeit, hatte sich zusammen gesetzt, und die Unterhaltung fiel jetzt auf die gewöhnliche Materie, Krieg. Die Reisende erzählte Beispiele von Verheerungen und Gräueln, ~~und dem~~ wenigen Anschein, daß das alles noch sobald endigen werde.

Jah. Mag's enden oder nicht; es muß besser werden, oder besser machen. Viele unser beliebten Schriftsteller versichern uns, was auch im einzelnen

Geschehe, im Ganzen rücke das Menschengeschlecht der Vollkommenheit immer näher. Mehrere haben mehr Kräfte entwickelt, auf höhern Grad, wir haben mehr Begriffe erhalten.

Dame. Ja, aber auch immer richtige?

2. Sie müssen durch die Untersuchung so vieler berichtigt werden. Tausende haben gegenwärtig sehr anziehende Güter entbehrt, um entferntere zu erhalten, oder geringere aufgegeben, um bessere zu sichern.

D. Aber die Gräuelt in der Revolutions-Geschichte?

J. Selbst die Laster setzen mehr entwickelte Geisteskräfte voraus. Die Tugenden und ihre Folgen mögen dieselben seyn, wie sonst; die Triebfedern der meisten sind veredelt.

D. Ja, man mordet aus Vaterlandsliebe; das ist freilich edler, als aus Lohnsucht, und gedungen für Geld, obwohl auch davon Beispiele genug in der Tag's Geschichte sind.

L. Rom hatte 400,000 — Frankreich 25,000,000, die von Einem Geist getrieben, die gute Sache verfolgten.

D. Freiheit, Gleichheit? eine Chimäre!

2. Nicht Gleichheit der Eigenschaften sondern der Rechte, zu leben, zu dem Glück zu gelangen, dessen sie fähig sind.

Hier ward das Gespräch durch die Ankunft noch eines Fremden wieder unterbrochen, und das war Kling, der, seine Freunde zu besuchen, kam. Er staupte beim Anblick der Dame; glaubte eine Bekannte zu sehen, wußte doch nicht gleich, wen? Nach einigen Versinnen, indeß rief er aus: „Ist möglich, seh ich Julien?“, Auch sie hatte ihn erkannt, und das war ein höchst erfreulicher Auftritt des Wieder-

sehens ehemaliger Liebenden. „Und wo ist Ihr glücklicher Gemahl, zwar von mir nicht geliebt, da er Ursache war, daß Sie mich vergessen haben“—

J. Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß ich Sie vergaß. Die jetzige Freude Sie hier zu finden, zeigt Ihnen das Gegentheil.

K. Aber was hilft das mich, wenn ein anderer — Es wird vielmehr die alte Wunde erneuern, und unheilbar —

L. Oder heilen. Madame ist Wittwe.

„Gewiß?“ rief erstaunt Kling.

Julie erröthete, und ihr Blick ließ den entzückten Kling eine Hofnung lesen, die ihn in die lustigste Laune vers-

setzte. „Aber Sie bleiben doch nun heute bei uns?“ sagte L. zu Julien. Es wird Ihnen ohnehin zu spät werden, und morgen wird es sich besser in Gesellschaft reisen.“ Julie ließ sich's gefallen. Bis Mitternacht ward jetzt an keinen Schlaf gedacht. Jedes hatte sonach das, was seitdem geschehen, zu erzählen. — Kling erfuhr, daß ihr Ehestand nicht glücklich gewesen; daß die wenige Aussicht auf die Möglichkeit, mit ihm verbunden zu werden, das Dringen des Vaters, sie endlich bewegen hätten, einzuwilligen.

Unter den bemerkenswerthen Punkten ihrer Erzählung war noch folgende:

„Mein Mann stand in Verbindung mit einem Buchhändler. Diesem verschaffte er den Verlag einer Schrift über die französische Revolution, deren Verfasser (ein Freund meines Mannes) nicht bekannt seyn wollte. Mißgünstige lenkten die Aufmerksamkeit der Franzosen auf das Buch. Der Verleger ward in Anspruch genommen, und gab meinen Mann an. Dieser wollte den Autor nicht nennen, und wurde deswegen selbst dafür gehalten, also samt dem Buchhändler verhaftet. Wir saßen eben friedlich zusammen im Garten, als ein Detachement französischer Chasseurs meinen Mann abholten. Meinen Schreck

ken können sie sich denken, da ich die Ursache nicht ahndete, und das ärgste fürchtete. — Nur durch schweres Geld konnte er wieder befreiet werden.

Ein andermal fand er sich in Gesellschaft einiger Mitglieder der neuangestellten Munizipalität. Diese sprachen von den Kriegslasten und endlosen französischen Forderungen. „Nun sollen,“ sagte einer, „bis morgen 10 Uhr 12 Pferde geliefert — oder 80000 Gulden bezahlt werden. Zu keinem wissen wir Rath.“ Mein Mann äußerte: daß jenes doch offenbar vortheilhafter und leichter sei, als dieses. Was meinen Sie? man nahm diese

Aeußerung so, als hätte er sich damit
 anheischig gemacht, die Pferde in der
 bestimmten Frist zu schaffen. Einer
 der Herrn entfernte sich, und nicht lange
 darauf wurde meinem Mann ein Be-
 fehl gebracht, sein Versprechen zu rea-
 lisiren. Vergeblich protestirte er, und
 versicherte, er sei kein Roßkamm u. s. w.
 es half nichts. Er erhielt einen Paß
 vom General zur Reise, und sah sich
 genöthigt, noch Abends 5 Uhr abzu-
 gehen. — Es glückte ihm; des andern
 Tags, zu rechter Zeit, kam er mit 12
 Fächsen zurück. — Man überhäufte ihn
 mit Danksayungen und Versprechungen
 für den wichtigen Dienst, den er der

Stadt geleistet habe. Die Pferde gingen gleich zur Armee ab, welche nicht lange darauf mit dem Feind zusammentraf; dem General wird sein Pferd erschossen, daß er durch eins der erhaltenen ersetzt, und so anstrengt, daß es hinfällig wird. Es kommt auch, mit der Weisung: für dieses unbrauchbare, ein anderes zu geben, und den Uebersbringer zu belohnen. Dieser Ersatz wird nun meinem Manne zugemuthet!! und erst lange hernach erhält er Entschädigung. — Dieses, und daß einst noch die Franzosen, unter dem Vorwand: er handle mit englischen Waaren, seinen Laden plünderten, alterirte ihm

so — daß er sein Leben darüber ein-
büßte. —

Uebrigens hörte Julie mit Vergnügen
Allings jetzigen Stand, und seine erneu-
erten Anträge. Ch. suchte sie zu bere-
den, ihre Verbindung mit K. hier zu
vollziehen.

Charlotte ward durch diese Begebenheit so angenehm zerstreut, daß ihre ganze muntere Laune wiederkam. In derselben verband sie sich mit Julien, welcher sie eine Schilderung von Zani und seinem Ehestand gemacht hatte, diesen Mann als einen indiscreten Gatten herunterzumachen, und seine gute Frau in Schutz zu nehmen. „Hören Sie,“ sagte dieser, „zwei gegen eins

ist zu viel. Ich werde mich also nach einem Beistand umsehen müssen, und um mich dessen würdig zu machen, rathe ich hiermit dem Herrn Kling, alles, worüber es, zwischen ihm und seiner künftigen Ehehälfte, zum Wortwechsel kommen könnte, klar und deutlich in die Eheveredung setzen zu lassen. Die Nothwendigkeit hiervon kann Ihnen noch ein Austritt aus meinem Ehestandleben beweisen.“ Ungeachtet der Protestation der Frauenzimmer gegen ähnliche Erzählungen fuhr er dennoch fort, und entweder weil er sie überschrie, oder weil die weibliche Neugierde die Oberhand behielt, hörten sie ihm still zu:

„Doch meine Frau mich zärtlich liebte, sehen Sie schon daraus, weil Sie gerne Kinder von mir gehabt hätte. Nun aber sie dazu alle Hoffnung verloren hatte, nahm ihre Zärtlichkeit eine andre Richtung. Sie fiel auf meine Handlung. Mein Bruder, der im Krieg geblieben, und dessen Frau kurz hernach gestorben war, hatte einen Sohn hinterlassen, dessen Versorgung mir anheim fiel. Meine Gesundheit war damals auch wankend. Da erhob sich nun folgender Zweisprach zwischen uns:

Fielgen. Wie unglücklich bin ich, die alles einem Manne aufgeopfert hat, der nun undankbar mich vernachlässigt,

und statt Liebe Gleichgültigkeit und Kaltfinn zeigt.

I. J. Wie kannst du, Liebe, in aller Welt das sagen, und woraus schließt du dieses?

S. Weil du kein Testament machst.

I. J. Aber wir haben ja schon zwei. Schwerlich werde ich ein besseres machen. Oder willst du neueste Offenbarungen? Die sind auch schon da.

S. Du siehst man's, was ich sage. Du willst mich nicht verstehen, und ich soll doch glauben, daß du mich liebst.

I. J. Was soll ich denn verstehen, und womit dir meine Liebe beweisen?

F. Ich verlange, und was kann billiger seyn, von einem Manne, der mich liebt, wenn's wahr ist, daß du eine Disposition machest, damit ich auf den Fall, den Gott lange verhüten wolle, der aber doch möglich ist, daß du (einige Thränen!) stirbst — ich weiß nicht, wie ich das aussprechen kann — doch standsmäßig leben könne, die keine Schande machen darf, und auch meiner Familie nicht, die, wie du weißt, so ansehnlich ist, daß du ja eine Ehre darin gesucht hast, mit mir verbunden zu werden.

Ich. Liebes Zielgen, diese Disposition ist längst gemacht. Du wirst

versorgt seyn, auch wenn ich nicht mehr bin.

F. Aber ich kann nicht ruhig seyn, bis ich weiß, wie?

J. Du bekommst lebenslang die Zinsen von 5000 Rthlr., die ich, wie du weißt, sicher in — angelegt habe.

F. Ist das hinlänglich? Bedenke, daß mein Großonkel Kanzler war, und ich in Hoffnung, den Glanz —

J. Aber bedenke, liebes Fieleschen, daß ich einen Bruderssohn habe, der unversorgt ist, daß die Pflicht dem Glanz vorgeht.

F. Ja ich weiß, daß es darauf gestellt ist, daß ich einmal dürftig —

J. Wenn du besser, als bisher, haushälst, wirst du keine Noth leiden.

S. Ich besser haushalten, ich, die jeden Aufwand nur der Ehre ihres Mannes und ihrer Familie wegen macht, die sonst sich leidet, die — o ich hab' es ja gesagt, daß du mich nicht liebst, sonst würdest du so nicht sprechen.

„Meine liebe Frau war wirklich böse, und um sie wieder gut, und ihr meine Liebe anschaulich zu machen, sah ich mich genöthigt, noch einige 1000 Thaler der Disposition zuzusetzen. Dieser

und zwei Anzüge nach der neuesten Mode besänftigten sie wieder.“

„Herr Jani,“ sagte Julie, „ich will hoffen, daß Sie bloß zum Scherz ihre Frau mit ihrer Erzählung verblümmet haben; oder daß, wenn auch dieses nicht wäre, weder ich, noch Aling in den erzählten Fall kommen werden.“

„Das gebe der Himmel,“ erwiderte Jani. „Hören Sie weiter: wie gesagt, die neue Versicherung von noch einigen 1000 Thalern, und zwei Anzüge besänftigten sie — bis ein anderes Uebel — das schlimmste von allen Ehestands-übeln — Eifersucht sie befiel.“

„Auf einer Rückreise von Leipzig
 saß ich mit einigen Freunden zu Bertha
 im Wirthen eben zu Tisch, als die Je-
 nauer blaue Kutsche — und in derselben
 ein Handelskollege, in Gesellschaft eines
 der schönsten Mädchen, von etwa 20
 Jahren, ankam. Es ward uns als ein
 Fräulein von M. vorgestellt, das nach
 K. reisen wollte. Mein Freund bat uns,
 da wir einen Platz in unserm Fuhrwerk
 übrig hatten, sie bis H. mitzunehmen.
 Ich fand kein Bedenken, die Gesell-
 schafterin war zu schön, um die Bitte
 abzuschlagen, und wir legten den Weg
 bis H. sehr vergnügt zurück.“

„Hier logirten wir die Nacht im Posthaus, in welchem sich der Postmeister erschoss. Ich weiß nicht, ob diese Begebenheit beigetragen hat, unser Fräulein entdeckte hier ihren bürgerlichen Stand, und ihre Furcht — ohne Geld und Schutz weiter zu reisen; — sie sey bloß, den Nachstellungen des Prinzen — auszuweichen, auf dieser Reise — suche Dienste als Kammerjungfer, und bat so dringend um unsere Unterstützung, daß es unmenschlich gewesen wäre, sich ihrer nicht anzunehmen. — Ich fand Auskunft. Vor kurzem hatte einer meiner Handlungsbedienten sich mit einer Putzmacherin verheirathet. In

Dies Haus beschloß ich das gute Kind
 zu bringen. Um indessen meiner lieben
 Ehehälfte keinen Anstoß zu geben, stellte
 ich die Nymphe als eine Tochter meis-
 nes Freundes W. vor, die von ihm uns
 übergeben sei, sie in Frauenzimmers-
 arbeiten u. s. w. unterrichten zu lassen.
 Alles gieng einige Zeit gut, bis Konradt
 meiner Frau etwas von der Wahrheit
 der Geschichte — und noch mehr un-
 wahres — dessen Verdacht erregendes —
 durch Beihülfe dienstfreundlicher Frau
 Wafen einblies — so daß sie erklärte:
 Ich von mir scheiden zu lassen, wenn
 ich das Mädchen nicht fortschaffe. Um-
 sonst bemühte ich mich, ihr die Unbil-

Haste ihrer Forderung, und den Un-
 grund ihres Verdachts beargwöhnlich zu
 machen. — Ich sah mich genöthigt,
 die gute Lisette nach A. zu bringen, wo
 sie bei Frau von L. in Dienste — und
 bald hernach in die Stelle der gnädigen
 Frau bei dem Herrn des Hauses kam,
 welcher that, was meine Frau drehete,
 sich von seiner Gemahlin scheiden ließ,
 mit Lisetten beim Theater zu Leipzig
 sich engagirte, und mit ihr copuliren
 ließ.

23.

In den folgenden Tagen geschah die
Trauung des neuen Ehepaars in
A. Thal, und nicht lange nach der Ab-
reise in die Stadt kam Th. glücklich nie-
der. Ein schöner munterer Knabe war
die Lösung zu neuer Freude, welche
noch erhöht wurde, durch die erste
Nachricht von Ludwig, von dem man
seit seiner Abreise nichts gehört
hatte.

Er beschrieb seine Reise, schilderte seine jetzige Lage mit vieler Munterkeit, rühmte auch seine gute Gesundheit.

Hier etwas von seiner Reise:

„Ich kam, schreibt er, „durch F. Vor dem Wirthshause, wo ich abtrat, stand eine Schildwache. „Vermuthlich,“ sagte ich zum Wirth, „logiren Sie einen französischen General.“ „Nein,“ versetzte der Wirth, „die Schildwache ist für eine Gesellschaft von Quäkern, Engländern und Teutschen, die hier gefangen gehalten werden. Gleich nach ihrer Ankunft dahier verlangten sie einen großen Saal, und ließen bekannt machen, daß sie, auf einen gewissen

Tag, darinnen einen erbaulichen Vortrag halten würden. Brüder und Schwestern, und andere Neugierige aus allen Ständen, versammelten sich in großer Menge. Als der Saal vollgepfropft war, schickte der Kommandant, dem die Sache gemeldet worden war, unter dem Vorwand, Unordnungen zu verhüten, eine Schildwache, die sich vor den Eingang des Saales postirte, und niemand, bis gegen Abend, herausließ. Das genossene Frühstück, die bis zur Ueberladung genommene geistliche Nahrung, die Angst der Einkerkelung, das Drängen der Menge, wirkte auf die Eingeweide einiger Frauenzimmer

dergestalt, daß sie, was Verik's Dame, nach dem Aussteigen aus dem Wagen, und noch etwas mehr, wodurch der Geruch der Heiligkeit dieses Ortes sehr litt, im Saale verrichteten.“

„Den Rest meiner Reise legte ich ohne besondere Merkwürdigkeit zurük. Was ich von meiner jetzigen Lage keinem Briefe anvertrauen kann, das giebt Stoff zu mündlichen Unterhaltungen, nach denen ich mich herzlich sehne. Leben Sie wohl.“

Zulle hatte Ch. Keißig besucht, und
~~Meer~~ den Wunsch geäußert, ihre
 Freundin in der Stadt zu haben. Kling
 lag L. an, diesen Wunsch in Erfüllung
 zu bringen. Der Prinz hatte nemlich
 schon längst den Plan gefaßt, ihn da-
 hin zu ziehen, weil er seinen Umgang
 sehr schätzte. Allein L. zog bis jetzt das
 Landleben vor. Indessen ward er durch
 einen unerwarteten Zufall bestimmt,

diesen Vorschlägen Gehör zu geben. R. Thal lag an der Gränze des Landes. Ein französisches Detaschement, das in der Nachbarschaft Brandschatzungen eintreiben sollte, hatte sich in diese Gegend verirrt. Ein Bauer, der sich weigerte, den Boten zu machen, und sich zurückzog, wurde von ihnen in das Dorf verfolgt. Es sammelten sich bald mehrere, und es entstand ein kleines Gefecht. Während dessen sprengten einige nach der Pfarrwohnung, fragten nach dem Pastor, und als dieser, der eben abwesend war, nicht erschien, bemächtigten sie sich Charlottens. Einer nahm sie auf's

Pferd, und jagte mit ihr davon. In dessen hatte sich die ganze Gemeinde versammelt, und die übrigen Franzosen sich zurückgezogen. Auf das Geschrei einer Magd, welche die Entführung Charlottens bekannt machte, wurde den Räubern nachgefragt, die in einiger Entfernung vom Dorfe ihre Beute absetzten. Man brachte sie zurück. Der gehabte Schrecken zog ihr eine Ohnmacht, und eine Unpäßlichkeit von einigen Tagen zu. Die Geschichte machte Aufsehen. Auf Veranlassung des Fürsten wurde bei der französischen Generalität, über die begangene Gewaltthätigkeit in einem neutralen Ort, Klage erhoben. Es

wurde die genaueste Untersuchung, und
 Satisfaction versprochen. geraume
 Zeit hernach erfuhr man den Aufschluß
 über dieses Abenteuer.

Baron Hsegrimm hatte seinen Kitzersitz ohnweit R. Thal. Er war ein gewaltiger Jäger, und großer Liebhaber des andern Geschlechts. Seine Sammlung von wohl abgerichteten Hunden, und hübschen Mädchen war ausgesucht. Das Jagdrevier streich in die Gegend von I—s Wohnort. Er hatte Ehreinst auf seinen Streifereien gesehen, und wie er sich die Folge des Wildes

über die Gränze erlaubte, so unterließ er nicht, auch Eh — s Fährte einzuhalten, und einen Besuch im Pfarrhaus zu machen, den er mehrmals wiederholte. Der Eindruck, den die junge Frau auf ihn gemacht hatte, blieb seinem Bedienten nicht lange verborgen, der seinem Herrn in dergleichen Angelegenheiten mit Rath und That beistand. „Straf mich — die Pfarrfrau ist ein Kernmensch. Schade, daß sie der Pfaff in den Klauen hat. Ich würde sonst vor meiner Abreise zur Armee noch Jagd auf sie machen.“ Der vertraute Bedienter erwiederte: „Ein Kavallthier, wie Ew. Gnaden, würde leicht Eingang

finden, besonders, wenn sie den Mann zu Ihrem Pfarrer machten. Doch Sie haben, glaub' ich, die Präsentation schon vergeben. Auch würden Sie hier nichts einzustecken bekommen.“ „Ja, damit ist's nichts,“ antwortete jener. Es hatte nemlich Herr von Hegrimm deswegen schon folgenden Brief an seinen Verwalter erlassen:

Lieber Herr H—!

Sein Schreiben habe rechtens erhalten; und hat mir das überauß wohlgefallen, wie dann auch das angebottene, die Person hat mich ~~und gedanket~~, daß sie ~~früher~~ Stelle wohl Meritire, ich hab zwar von zweyen, so mir jeglicher jrdiſch Palbre antraget, ~~daß~~ ~~aber~~ meinem Schwager, dem Herrn von H—, nicht gern ~~abschauen~~, er hat aber trey Ehrthier, wo auf einem jeglichen ein Cavallier leben kann, dahero wann ich nichts zu hoffen habe, ihm nicht werde dienen können, und werde die pfarrey geben, der mir das beste Präſent giebt, wann

et auch ein dächtiger Mann vor selbige
 Pfarrey, übrigenß werdet ihr euch parat
 halten müssen, mir etwas Geld vorzu-
 schiessen auf meine zukünftige zehente
 frucht, wodoch, wann euch der Deuffel
 holen sollte, euer Dochtermann euch
 ja nicht bekcheiden wird, selbige mir ab-
~~geben können wird~~, wir hoffen einand
 der zwar bald zu sehen, und wann ich
 euch nicht zu sehen bekommen sollte, vor
 dem feind aber bleiben müste, so will
 ich euch doch zum erben einsehen, das
 ihr mein B — zur schallmagen pfeiff,
 meinen K — zum Dudelsack so lang ge-
 brauchet als ich es gebrauchet hab, und
 ihr habt aber mich schon Vielemahlen

belogen, mich heimsuchen wollen, und
 hette mir sehr wohlgefallen, wann ihr
 selbst zu mir geritten kommen weret,
 in der Zeith Könnet ihr es merken; ich
 hette vor euer pferdt auch noch einen
 platz gefunden, und hette euch, wann
 ich euch ~~vollgehoffen~~ gehabt hette, wo
 mein anderes rindvieh lieget, auch hin-
~~gelegt~~; doch aber ~~Bersorget~~ gewesen
 wäret; ich glaub aber die Frau ist der-
 mahlen nunmehr über euch herr, sonst
 euch zusehen doch einmahl bekommen
 hette. womith dem schutz des allerhöch-
 stens euch Empfehle. und verharre

Euer dienstwilliger

v. Hegrimm,
 Hauptmann.

Die bei dem edlen Herrn v. Isengrimm einquartierten Franzosen befanden sich sehr wohl, und hatten manche Lust mit ihm. Er führte einen guten Tisch und guten Wein. Der Anführer des vorgenannten Detaschements war davon ein besonderer Liebhaber. Einst, als die ~~Beide~~ sie sehr vertraulich zusammen gemacht hatte, rühmte J. demselben die schöne Pfarrfrau in der Nachbarschaft, auf eine Art, daß der Citoyen schließen mußte, er stehe wirklich schon auf einem vertrauten Fuß mit ihr, und ließ sich deswegen bereit finden, den Spatz zu machen, sie, nach Isengrimms Vorschlag, unter irgend einem Vorwand als Geisel

zu entführen; daher die erzählte mißglückte Expedition, weswegen der Bürger-Lieutenant kassirt wurde, und J. für gut fand, sich eilends zu seinem Regiment zu begeben, um der ihm gedrohten Ahndung zu entgehen.

Da Charlotte von dieser Zeit an in R. Thal beständig ängstlich war; so nahm J. die ihm wiederholt angebotene Stelle in der Stadt an. Der Fürst machte ihn, auf Empfehlung des Prinzen zum Hofprediger.

Epistole an Ihre Gemahlin Henriette
in der L. Aus.

Mit welcher Sehnsucht ich dich zu sehen wünsche, meine Liebe, können die todten Buchstaben eines Briefes eben so wenig ausdrücken, als meinen Schmerz über dein neues Leiden, von dem Luise mich benachrichtigt hat. Stets bist du meinen Gedanken gegenwärtig. Selbst im Traum war ich an deinem Bette, wo

ich, zu meinem Trost, dich nicht so schwach fand, als das vorigemal. Auch hat das meine Hoffnung mächtig gestärkt, dich bald, und nicht bloß im Traume, wieder gesund zu sehen. Künftigen Monat komme ich in eure Gue, und mit ~~dieser~~ Freude werde ich dich umarmen, wenn du wieder ein gutes Stück auf dem Weg der Besserung fortgeschritten bist. Möchtest du doch bald mir dieses schriftlich sagen, und wenn du zu schwach bist, selbst die Feder zu führen, so laß doch jemand von denen, die dich umarmen, und alle so herzlich lieben, dir für eine halbe Stunde Secretaire-Dienste thun; denn ich sehe

voraus, daß du die Kräfte und den Willen, einen Brief zu dictiren, nicht verloren hast, weil dein Geist nie unterliegt, wenn auch dein Körper noch so sehr geschwächt ist. Du könntest mir so am besten selbst sagen, wie dir jetzt ist. Und dann, wann wir uns sprechen — ich fürchte, daß wir nicht leicht Zeit genug finden werden, wenn uns auch viel zu Theil wird, uns alles zu sagen, was wir einander zu denken. Konnten wir es ja sonst nicht, da wir alle Woche zusammen waren; und wie viel hat sich seit unserer Trennung zugetragen, worüber zu sprechen ist. Sobald du das Reisen vertragen kannst, mußt du hiera

her, und ich rechne darauf, das nächste mal dich mitnehmen zu können. Die heiftesten Wünsche habe ich für deine baldig, völlige Herstellung von allen, die dich kennen und lieben, zu versichern, besonders von ~~meinem lieben Mann,~~ und deiner dich innig und redlich liebenden

Charlotte.

Es erfolgte die Besserung, der Besuch und die Mitreise, und H. schrieb aus der Stadt an ihre Freundin L.:

„Da Sie wegen meiner Reise so sehr besorgt waren, muß ich doch gleich Ihnen melden, daß sie glücklich vollendet

ft. Um 9 Uhr Abends kamen wir an, ziemlich müde und zusammengeschüttelt, ich gestehe es, doch ohne daß diese Bewegung bis jetzt übele Folgen für mich gehabt hätte. Unterwegs hielten wir in D.... an, und nahmen einige Erfrischungen bei E.... Diese guten Menschen machten uns durch ihre freundliche Aufnahme das Weiterreisen schwer. Um aber nicht noch tiefer in die Nacht zu kommen, fuhren wir, ziemlich gestärkt, weiter. Die Sorgfalt, womit meine Reisegesellschaft mir es unterwegs so bequem als möglich zu machen suchte, und die Emsigkeit, womit hier Th. auch meinen geringsten Bedürfnissen entgegen

Kommt, ist einzig. Ich habe mich hier schon etwas umgesehen. Die Stadt ist hübsch, das Schloß prächtig, und die Kirche daran ein Meisterstück der Baukunst. Die Aussicht von der Promenade auf der Terrasse ~~in's Thal hat mich ganz~~ begeistert. Bekanntschaften habe ich, außer dem Hause, noch nicht gemacht. Bald mehr. Leben Sie wohl.“

Von derselben an dieselbe.

„Daß ich vorige Woche Ihnen, liebste Luise, schrieb, erinnere ich mich; weiter aber nichts. Denn, aufrichtig gesagt, auch mein Kopf hatte die Beschwerden der mit so ungewohnten Reise empfunden

den, und war nicht in der besten Verfassung — doch das haben Sie dem ganzen Briefe schon hinlänglich angemerkt, Sie werden deswegen die Fehler desselben verzeihen, so wie, daß auch der jetzige Brief nur kurz ausfallen wird. Ich habe Besuche gegeben und angenommen, habe einem Ball im Schloß beigewohnt, aber nicht getanzt. Den Sonntag gieng ich, weil ich in die Hauptkirche zu kommen, etwas zu lang geschlafen hatte, in eine andre. Hier predigte ein Kandidat sehr scharf über den Teufel: „mein Haus ist ein Bethaus,“ verweilte besonders bei dem Spruch: „und er fieng an aufzutreiben, die da

kaufen und verkaufen,“ und dann schloß er damit, Haus und Gärten von der Kanzel herab anzubieten.

Wann ich zurückkomme, weiß ich noch nicht. Von Abreise darf ich hier nicht sprechen. ~~Eben ruft man mich zu einem kleinen Spaziergang~~, um den schönen Sonnenschein nicht ganz zu verlieren. Ich muß Ihnen deswegen Lebewohl sagen, bis auf Wiedersehen.“

27.

Ely. an H.

Wie sehr wir dich hier vermissen, liebe P., kannst du dir nicht vorstellen. Unsere gewöhnlichen Abendgesellschaften haben, seitdem du weg bist, beinahe alles Leben verloren. Lucie und Dorothee reden unaufhörlich von dir, und Ernst und Friedrich noch mehr. Ich bekomme so viele Vorwürfe, daß ich dich habe fortreisen lassen, als wenn ich Schuld daran wäre. Um sie zu beruhigen, habe ich versprochen, dich bald wieder herzuschaaffen, und ich hoffe du wirst mir meis

ne Bitte deswegen nicht abschlagen. Neues hat sich seitdem eben nichts zugegetragen, was dich interessieren könnte, wenn du nicht etwa ein kleines Abenteuer, welches Dorotheen begegnete, dahin rechnen willst. Unsere hiesigen Truppen waren, welches öfters geschieht, zum mandörigen ~~ausgerückt~~. Weil man eine Art von Treffen vorstellen wollte, so hatten sich verschiedene Herren von hier in Panduren verkleidet. Wademoiselle Dorothee, welche dieses mit ansah, kam bei den Panduren ins Gedränge. Jungfräulich wollte sie diesen fürchterlichen Leuten entfliehen, hatte aber auf ihrer Flucht das Unglück zu fallen. Diese, welche ziemlich pandurenmäßig dachten, sahen sie für eine Beute an, die ihnen mit Recht zugehöre, fielen ganz unmenschlich über sie her, und --

nein! nein! weiter geschahe doch kein Unglück, als daß sie sie pandurenmäßig küßten, und ihre gräßlichen Schnurrebarte ihr liebliches Angesicht etwas verstellten.

Da! ein Bote, mit einem Brief von Ludwigs Frau, welcher einen Einschluß an ihren Mann enthält, der ihn hier treffen soll, da er, nach seiner Abreise von Hause an gerechnet, schon wenigstens seit 8 Tagen bei uns seyn müsse. Was das nun bedeuten mag, wenn nur dem Guten nichts widriges begranet ist. Ich bin unruhig, und breche hier ab, mit dem Versprechen, dir ehestens weitere Aufschlüsse zu geben, wie ich sie erhalte. Indessen lebe wohl.

Ch.

